

material / ziegel, stahl und drahtglas: die zeche zollverein in essen / holzbau: die christoph & unmack ag in niesky / frankfurter häuserfabrik / kunststoffe / tapete / türbeschläge / pebbledash in praunheim / interview boris rhein / rotes wien



in dieser ausgabe

03 editorial

Astrid Wuttke

04 thema

Welterbe Zeche Zollverein – Industrielle Materialien:
Ziegel, Stahl und Drahtglas
Achim Pfeiffer

07 thema

Europas einst größtes Holzbauunternehmen – die
Christoph & Unmack AG
Jan Bergmann-Ahlswede

11 thema

Die Frankfurter Häuserfabrik - Platten aus Beton
Lutz Mohnhaupt

15 thema

Kunststoffe – Die Formen kommen glatt aus der
Presse
Ulrike May

18 thema

Frankfurter Türbeschläge – Eine Erfolgsgeschichte
Bastian Strobel

18 thema

Die Tapete – Feindbild der Moderne?
Peter Paul Schepp

22 thema

Die Kieselsockel in Praunheim – Eine getreue Wieder-
herstellung mit Pebbledash
Elmar Lixenfeld

24 interview

„Das Neue Frankfurt ist ein Geniestreich seiner Zeit“
Boris Rhein

28 Lieblingsfoto der redaktion

30 ausstellungen

Schöner Wohnen im Roten Wien
Werner T. Bauer und Lilli Bauer

32 ausstellungen

Eröffnung des Margarete Schütte-Lihotzky Zentrums
Chiara Desbordes

32 ausstellungen

Heinrich Tessenow-Ausstellung in Dresden
Christina Treutlein

33 ausstellungen

„Zurück in die Moderne“ im Dommuseum Frankfurt
Philipp Sturm

34 ausstellungen

Experiment International Style 1930-1940
Christian Welzbacher

36 ausstellungen

Auch das Centre Pompidou in Paris hat jetzt eine
Frankfurter Küche!
Peter Paul Schepp und Roswitha Väth

38 debatte

Der erste Bau des Instituts für Sozialforschung –
chiffriertes politisches Bekenntnis eines heimlichen
Nazis?
Wolfgang Voigt

36 ernst-may-gesellschaft / forum neues frankfurt

43 impressum

Trotz intensiver Recherchen war es nicht immer möglich, die
Rechteinhaber:innen einzelner Abbildungen zu ermitteln.
Rechteinhaber:innen solcher Abbildungen bitten wir, mit uns
Kontakt aufzunehmen.



Liebe Mitglieder, Freundinnen und Freunde der ernst-may-gesellschaft,

im Sommer fanden Sie hier noch das vertraute Gesicht von Klaus Klemp, heute darf ich Sie zum ersten Mal begrüßen: die Mitgliederversammlung der ernst-may-gesellschaft hat mich im November zur neuen Vorsitzenden gewählt. Als Architektin und Partnerin bei schneider + schumacher liegt ein Schwerpunkt meiner Arbeit auf der Transformation vorhandener Gebäude und deren Adaption an veränderte Anforderungen im Sinne einer nachhaltigen Fortentwicklung. Dabei ist mir wichtig, Gebautem mit Respekt und Mut gleichermaßen zu begegnen, Potentiale zu erkennen und daraus individuelle unverwechselbare und neue, eigenständige Lösungen zu entwickeln, bei denen vermeintliche Nachteile zu Qualitäten werden können. Dieses „Weiterbauen“ bedeutet für mich also weit mehr als Bestandserhalt. Und vor dem Hintergrund von Klimaschutz und Ressourcenknappheit zeigt sich ganz aktuell, dass Bauen zukünftig immer mehr ohne Neubau auskommen muss. Und dabei gleichzeitig Innovation, Kreativität und qualitätsvolle Gestaltung gefragt sind. Denn wirklich nachhaltig können Gebäude nur dann sein, wenn Menschen sich mit ihnen identifizieren und sich dort wohlfühlen.

Eines meiner älteren Frankfurter „Weiterbau-Projekte“, das Instituto Cervantes im ehemaligen Amerika-Haus, war gerade vielbesuchter Treffpunkt des Gastlandes Spanien zur Frankfurter Buchmesse. In Darmstadt steht die umfangreiche Sanierung des Ausstellungsgebäudes von Josef Maria Olbrich auf der Mathildenhöhe kurz vor der Fertigstellung, ein Projekt, das mir persönlich sehr am Herzen liegt und bei dem ich im vergangenen Jahr den erfolgreichen Ausgang einer UNESCO-Welterbe-Bewerbung unmittelbar miterleben durfte. Auch die Zukunft der Städtischen Bühnen Frankfurt beschäftigt mich, nachzulesen in meinem Beitrag „Städtische Bühnen weiterbauen“ in Zoltan Kemenys Frankfurter Wolkenfoyer. Entstehung und Zukunft einer gefährdeten Raumkunst, welches diesen Sommer erschienen ist. In diesem Sinne möchte ich dazu beitragen, das Neue Frankfurt weiterzudenken. Dazu liefern die aktuellen Diskussionen um bezahlbaren Wohnraum und die klimagerechte Stadt zahlreiche Anknüpfungspunkte. Das 2025 anstehende Jubiläum

100 Jahre Neues Frankfurt bietet dabei Anlass und Bühne, einer breiten Öffentlichkeit nicht nur vergangene Erfolge, sondern auch zukünftige Handlungsfelder zu präsentieren.

Nun zur vorliegenden Winterausgabe des maybriefs, die sich diesmal detailliert mit dem Thema Material befasst. Wieder konnten zahlreiche Autorinnen und Autoren dafür gewonnen werden, sich aus unterschiedlichsten Perspektiven diesem Schwerpunkt anzunähern. Den Anfang macht der Architekt Achim Pfeiffer, der sich in seiner Arbeit (und nun auch im Text) mit der Sanierung der Zeche Zollverein befasst hat. Vom Westen geht es weit in den Osten Deutschlands: Der Historiker Jan Bergmann-Ahlswede stellt das Holzbauunternehmen Christoph & Unmack und das Konrad-Wachsmann-Haus in Niesky vor. Des Weiteren widmen sich Lutz Mohnhaupt dem Plattenbau im Neuen Frankfurt und Ulrike May dem Kunststoff, einem Material, das mit der Industrialisierung aufkam und zu Beginn des 20. Jahrhunderts seinen Siegeszug antrat. Weitere Beiträge zur Tapete in der Moderne, zu Beschlägen und Türgriffen sowie zum Kieselwaschputz stammen von Peter Paul Schepp, Bastian Strobel und Elmar Lixenfeld. In einem Gespräch mit der maybrief-Redaktion berichtet der Hessische Ministerpräsident Boris Rhein von seiner Jugend in einer May-Siedlung, von seinem Traumberuf Architekt und über die Herausforderungen an den Städtebau im 21. Jahrhundert. Einen zweiten Schwerpunkt dieses Heftes bilden Ausstellungen: verschiedene Autor:innen berichten über Schauen in Wien, Paris, Humlebæk, Dresden, Dortmund und Frankfurt am Main.

Ich wünsche Ihnen mit diesem komplexen Heft viel Freude. Allen Autorinnen und Autoren danke ich herzlich für ihre Beiträge. Ihnen allen ein frohes Weihnachtsfest und ein glückliches neues Jahr.

Astrid Wuttke
Vorstandsvorsitzende der ernst-may-gesellschaft

Welterbe Zeche Zollverein – Industrielle Materialien: Ziegel, Stahl und Drahtglas

Von Achim Pfeiffer, Essen

Im Zuge der Ausbeutung der fossilen Bodenschätze unter dem Ruhrgebiet wurde in den Jahren 1928 bis 1932 die Zentralschachtanlage der Zeche Zollverein gebaut. Damit wurde ein wesentlicher Entwicklungsschritt in der Steinkohleförderung baulich realisiert. Kurz gesagt, führte das Streben nach einem höheren wirtschaftlichen Ertrag zu einer Steigerung der Effektivität des Arbeitsprozesses

Soweit ein bis heute sich wiederholender Vorgang in der Industrie. Die Zeche Zollverein existierte zu diesem Zeitpunkt schon etliche Jahrzehnte. Der Zentralschacht war der zwölfte und letzte Schacht, der zur Ausbeutung der Steinkohle im Grubenfeld Zollverein gebaut wurde. Er diente ausschließlich der Kohleförderung, die Einfuhr von Bergleuten und Material erfolgte durch die anderen elf Schächte.

Das zentrale Bauwerk einer Steinkohlenzeche liegt unter Tage, also unterirdisch. Das Bauen unter der Erde erfolgt im Wesentlichen durch Subtraktion. Bereits vorhandenes Material wird abgebaut, Räume entstehen durch das Wegnehmen von Material. Das Bauwerk über Tage (überirdisch) entsteht durch Addition, neues Material muss zu Gebäuden zusammengefügt werden. Das Welterbe Zollverein sind diese Übertageanlagen, nicht das Grubengebäude. Das wesentliche Gebäude der Steinkohlenzeche Zollverein wird gerade abgerissen, indem es verfüllt wird. Der Bergbau verlässt das Ruhrgebiet, die Kohlenförderung ist beendet, keine weitere Subtraktion von Material. Auch wenn die Dimension des Grubengebäudes die der Übertageanlagen bei weitem übersteigt, ist es die Sichtbarkeit des Materials, dass die Übertageanlagen zum schützenswerten Gut macht, nicht jedoch das Grubengebäude.

In den späten 1920er Jahren wurden die damals jungen Architekten Fritz Schupp (1896-1974) und Martin Kremmer (1895-1945) mit der Planung der Übertageanlagen dieser Zentralschachtanlage beauftragt. Die Situation war unge-

wöhnlich. In aller Regel waren Zechen über viele Jahre wachsende Betriebe, mit dem Fortschreiten des Ausbaus von Material wurden kontinuierlich Veränderungen in Art und Umfang der Übertageanlagen erforderlich. Eine übergeordnete Planung dieser Anlagen über viele Jahrzehnte erfolgte nicht, Zechen waren immer Konglomerate von Bauten unterschiedlichen Bauphasen. Schupp und Kremmer konnten also den weitgehend einzigartigen Fall realisieren, alle Übertageanlagen einer Zeche in einem zusammenhängenden Planungs- und Bauprozess innerhalb von nur vier Jahren zu errichten. Dabei waren sie sicher nur ein Teil eines Planungsprozesses, an dem auch die für die Maschinenanlagen der Zeche verantwortlichen Ingenieure beteiligt waren. Während der Bauzeit veröffentlichten sie ihre programmatische Schrift *Architekt und oder gegen Ingenieur*.

Die architektonische Qualität beruht auf zwei wesentlichen Entwurfsthemen. Zum einen die städtebauliche Anordnung der einzelnen Baukörper, zum anderen die alle Volumina überspannende vorgehängte Fassade. Die städtebauliche Figur wird hier nicht weiter besprochen, da sie weniger Aussage zum Thema Material macht. Zu bemerken bleibt jedoch, dass die städtebauliche Ordnung im Gegensatz zur Ausbildung der Fassaden keine moderne Raumbildung abbildet. Stattdessen zeigen der axial angelegte „Ehrenhof“ sowie die Sichtachse auf das Kesselhaus klassizistische Züge. Die Fassaden hingegen folgen einer modernen Formensprache. Sie bestehen im Wesentlichen aus drei Materialien: Ziegel, Stahl und Drahtglas. Das vierte Bau-



material, der Stahlbeton, kommt als Fassadenmaterial nur in Ausnahmen zum Einsatz. Die bildprägende Fassade ist ein vorgehängtes Stahlfachwerk, das mit Ziegel oder Fensterfeldern ausgefacht wird. Dahinter befindet sich eine tragende Stahlskelettkonstruktion. All das blieb bis zum Ende des Betriebs 1986 grundlegend erhalten. Auch das eine Besonderheit im Industriebau. Fritz Schupp starb 1974, sein Essener Büro blieb zeitlebens mit der Anlage befasst.

Nach der Stilllegung 1986 wurden die Übertageanlagen der Zentralschachanlage Zollverein XII unter Denkmalschutz gestellt. Die Stadt Essen wurde dabei vom Land Nordrhein-Westfalen quasi gezwungen, den Schutz auf alle Gebäude inklusive der gewaltigen Kohlenwäsche auszudehnen. Die Stadt hätte gerne nur den ikonischen Ehrenhof samt Doppelbock erhalten, den Rest abgerissen, um neue Gewerbeflächen zu schaffen. Das fortan verfolgte Erhaltungskonzept lautete „Erhalt durch Nutzung“. Ein Erhalt der Gebäude ohne Nutzung war nie das Ziel. Dazu wurde 1989 für zehn Jahre eine Bauhütte gegründet, die während der IBA Emscher Park die meisten der Bauten von Schacht XII sanierte und umnutzte. Leiter der Bauhütte war Winfried Knierim, der zuvor für die Stadt Essen den Bau des Aalto-Theaters betreut hatte. Die Architekten dieser Bauphase waren Heinrich Böll und Hans Krabel. Sie hatten in den 1980er Jahren bereits die kleine Zeche Carl in der Nähe ihres Bürostandortes im Essener Norden in einem eher anarchistischen An-

eignungsprozess zu einem Stadtteilzentrum entwickelt und waren dabei in den Fokus der noch jungen Industriedenkmalpflege im Ruhrgebiet geraten.

Die Frage der Materialität stellt sich bei der Sanierung und Umnutzung grundlegend anders als bei der Errichtung der Bauten um 1930. Damals wählte man Stahl für die Hauptkonstruktion, in den meisten Fällen als geschweißte Portalrahmen. Das Schweißen solcher großen Tragwerke war damals der neueste Stand der Technik. Für das offene Fördergerüst entwickelten Schupp und Kremmer die ikonische, geschweißte Vollwandkonstruktion, die heute als Wahrzeichen der gesamten Region fungiert. In den Gebäuden sind diese Vollwandkonstruktionen ebenfalls vorhanden, aber durch die vorgehängte Fassade verhüllt. Die Materialität der Fassade entsprach dem damals Üblichen, neu war hier vor allem die gestalterische Umsetzung. Der Stahl als Material des Fachwerks erlaubte große, schlanke Fassadenflächen. Der Ziegel als Material der Gefache war preiswert und widerstand am besten der sehr aggressiven Witterung im Industriegebiet. Die relativ großen Fensterflächen wurden mit senkrechtstehenden Drahtglasscheiben gefüllt. Das nicht durchsichtige, sondern nur transluzente Drahtglas unterstützte die kubische Wirkung der Gebäudehüllen.

Die durch die Einheitlichkeit dieses Fassadensystems erzeugte Gesamtwirkung der Zechenanlage ist gestalterisch



Zeche Zollverein, Halle mit Förderturm, 2006 (Foto: Bernd Langmack, Wesel)

überwältigend. Aus Sicht der funktionalistischen Moderne zeigen sich jedoch Widersprüchlichkeiten. Während die Stahl- und Glaskonstruktionen die Modernität der dahinter verborgenen Portalrahmen widerspiegeln, ist das Mauerwerk, das wie vor hundert Jahren von Maurern nach allen Regeln der Handwerkskunst in die Gefache eingemauert wurde, eher romantisch. Auch konstruktiv stellen sich Fragen: das alles gliedernde Stahlprofil des Fassadenfachwerks, ein I 120, wird in der Horizontale als querliegendes Profil eingebaut, um immer die gleiche Ansichtsbreite des Flansches von sechs Zentimetern im Fassadenbild herzustellen. Damit ist das Profil gut gegen Horizontallasten, nicht jedoch gegen Vertikallasten gewappnet. Was immer, wenn unter einem Ziegelgefach eine Fenstergefach eingebaut wurde, zum Problem geriet. Als Sturz mit Sturzweiten von bis zu sechs Metern war dieses liegende Profil nicht in der Lage, Ziegelgefache von zwölf Quadratmetern zu tragen. Somit wurde eine im Fassadenbild nicht sichtbare zusätzliche Sturzkonstruktion eingebaut, das Bild der Fassade zum tatsächlichen Wunschbild. Diese Fassaden waren Verschleißteile. Ihre Konstruktion war für eine Betriebszeit des Bergwerks, nicht für die Ewigkeit ausgelegt. Korrosionsschäden am Stahlfachwerk durch eindringendes Regenwasser zwischen Mauerwerk und Stahl führten dazu, dass bereits im laufenden Betrieb Teile der Fassaden ausgetauscht wurden. Das war aufgrund der Konstruktion als nichttragende Vorhangfassade relativ problemlos möglich.

Nach der Unterschützstellung jedoch wurde ein solches Verfahren in Frage gestellt, denn es führte jeweils zum Verlust des originalen Materials. Die Sanierung solcher Fassaden unter den Rahmenbedingungen des Denkmalschutzes erfolgte in Entwicklungsstufen. Die erste Phase verfolgte eine Erhaltung in situ, das heißt, das originale Material wurde belassen und durch zusätzliche, von innen eingebaute Korsettstrukturen vor dem Einsturz gesichert.

Relativ schnell gab man dieses Sanierungskonzept wieder auf und begann, die Fassaden zu erneuern. Die erneuerte

Fassade entspricht in ihrer Materialität der ursprünglichen. Stahl, Vollziegel und Drahtglas wurden in ähnlicher Weise verbaut wie zuvor. Modifikationen gab es jedoch bei der Art der Ausführung. Insbesondere das liegende I 120, das besonders anfällig für Korrosion war, wurde durch ein liegendes, nach unten offenes U 120 ersetzt. Somit konnte sich kein Regenwasser mehr im Profil sammeln. Zudem wurde ein Entwässerungsblech eingebaut, welches das durch das Mauerwerk dringende Regenwasser sammelt und durch offene Stoßfugen wieder nach außen entwässert. Das Erscheinungsbild wurde rekonstruiert.

Weitere Modifikationen ergaben sich durch den Anspruch, innenseitig eine Wärmedämmung einzubauen. Die größte Herausforderung stellte der Umbau der Kohlenwäsche dar. Ihre Nutzung als Ruhmuseum verlangte nach einem Museumsklima mit kontrollierter Luftfeuchte. Die Anforderungen an die thermische Trennung der Fassadenkonstruktion stiegen somit deutlich. Der Abstimmungsprozess mit der Denkmalpflege, unterstützt von Bauphysikern des Fraunhofer Instituts, zog sich über ein Jahr hin. Das Ergebnis fand keine allgemeine Zustimmung in der Denkmalpflege. Die Fassade der Kohlenwäsche wurde 2005 gebaut, bis auf Teile der Ziegelflächen besteht sie durchgehend aus neuem Material. Das Bild von Zollverein jedoch blieb erhalten.

Der Autor

Prof. Achim Pfeiffer (geb. 1969) studierte Architektur an der RWTH in Aachen und ist geschäftsführender Gesellschafter von Böll Architekten in Essen. Er ist Professor für das Lehrgebiet „Bauen im Bestand“ an der Hochschule Bochum und Mitglied im Gestaltungsbeirat der Stadt Dortmund. Gemeinsam mit Wojciech Trompeta leitete er das Umbauprojekt Zeche Zollverein für das Büro Böll & Krabel in Zusammenarbeit mit dem niederländischen Architekturbüro OMA (Rotterdam).



Zum Weiterlesen

Heinrich Böll und Hans Krabel: Arbeiten an Zollverein. Projekte auf der Zeche Zollverein Schacht XII seit 1989, Essen 2010.

„Die Sanierung der Fassaden auf Schacht XII“, in: Arbeitsheft der rheinischen Denkmalpflege 70, 2006, S. 139-146.

Europas einst größtes Holzbau- unternehmen – die Christoph & Unmack AG

Von Jan Bergmann-Ahlswede, Niesky

Niesky ist eine Kleinstadt tief im Osten Deutschlands, in der nördlichen Oberlausitz. Die einstige Siedlung der Herrnhuter Brüdergemeine entstand vor gut 280 Jahren inmitten einer traditionellen Holzbauregion. Bis 1949 hatte hier ein Unternehmen seinen Sitz, das den Holzbau in das Industriezeitalter und die Architekturmoderne führte



Betriebsgelände der Christoph & Unmack AG, 1930er Jahre
(Abb.: Museum Niesky – Forum Konrad-Wachsmann-Haus)

Die Bauwelt änderte sich jäh in der Zeit der Industrialisierung und des Ausbaus der Verkehrsinfrastruktur. Baumaterialien konnten nun über weite Strecken transportiert werden und neue Moden gelangten in die Provinz. Doch das alles ging in Niesky nie zu Lasten des Holzbaus, wengleich auch hier traditionelle Bauweisen abgelöst wurden – denn ein besonderer Industriezweig der Baubranche wurde hier in den 1880er Jahren ansässig, der den kleinen Ort zur Stadt anwachsen ließ und vorübergehend zu Welt- ruhm verhalf.

Verbunden ist diese einzigartige Geschichte mit dem Namen eines im Ursprung deutsch-dänischen Unternehmens: der

Christoph & Unmack AG. 1882 von dem Tischler Christian Ferdinand Christoph und dem Architekten Christian Rudolph Unmack in Kopenhagen gegründet, spezialisierte sich die Firma auf die serielle Herstellung von transportablen Behausungen nach dem System Doecker – einer patentierten speziellen Platten- bzw. Tafelbauweise.

Bedingt durch einen Großauftrag des preußischen Kriegsministeriums verlegte das Unternehmen seinen Sitz 1887 nach Niesky. Firmengründer Christoph hatte familiäre Verbindungen dorthin, wo ein naher Verwandter die schon 1835 als Kupferschmiede gegründete Maschinenfabrik J.E. Christoph betrieb. Niesky bot neben seiner Zugehörigkeit zu Preußen weitere Vorteile. Durch den Ort führten die Berlin-Görlitzer Chaussee – die heutige Bundesstraße 115 – und die wichtige Eisenbahnstrecke von Kohlfurt (heute: Węglińiec, Polen) nach Köthen. Die Lausitz verfügte und verfügt bis heute über reiche Waldbestände und in Niesky gab es Freiflächen für Fabrikgründungen.

Schnell wuchs der Betrieb an. Bereits in den 1890er Jahren lieferte er Baracken und ähnliche transportable Bauten in die ganze Welt. Monteure von Christoph & Unmack, die zuvor ihre Heimatdörfer kaum verlassen hatten, fuhren nun nach Italien, Ägypten, Palästina, China, Brasilien u.a., um dort die aus Holz gefertigten Unterkünfte, Wirtschaftsbauten, Schulen u.a.m. aufzustellen. Die deutschen Kolonialverwaltungen auf anderen Kontinenten oder die Marine waren genauso Kunden der Nieskyer Barackenfabrik wie ausländische Organisationen oder Vereine vom Roten Kreuz.



Jubiläumsbroschüre „Holz und Stahl“, 1935
(Abb.: Museum Niesky – Forum Konrad-Wachsmann-Haus)

möglich. Das deutsche Militär allein bzw. die Heere Preußens, Sachsens usw. bedachten Christoph & Unmack nun allein mit Aufträgen in nie gekanntem Volumen. Das Unternehmen überstand das Ende des Ersten Weltkriegs dennoch. In den Nachkriegsjahren war die Wohnungsnot in Deutschland sehr viel größer als zuvor. Baumaterialien aber waren knapp. So kam das preiswerte Holzhaus aus der Fabrik wie gerufen.

Auch an Niesky ging der Wandel nicht spurlos vorbei. Christoph & Unmack bot den dringend benötigten Fachkräften bald bezahlbaren, modernen und obendrein gesunden Wohnraum – natürlich im Holzhaus. 1925 hatte sich die Einwohnerzahl im Vergleich zu den Vorkriegsjahren etwa verdoppelt. Während Niesky circa 6.500 Einwohner zählte, arbeiteten zu besten Zeiten bis zu 4.500 Menschen bei Christoph & Unmack. Niesky liegt auf einer schmalen Landzunge – einer Gemarkung des benachbarten Rittergutes Trebus. Neue Siedlungen mussten daher „draußen“, auf dem Terrain angrenzender Dörfer angelegt werden. So kaufte Christoph & Unmack von den Ödernitzer Bauern Ackerflächen und trug damit maßgeblich zum Bau der Ortslage Neu-Ödernitz bei. Ein zunächst provisorisch angelegtes Barackenlager wurde nach und nach durch moderne Zwei-, Drei- und Vierfamilienwohnhäuser ersetzt. Noch heute kann man das in der Konrad-Wachsmann-Straße, im Sonnenweg, in der Christophstraße, in der Fritz-Schubert-Straße, am Doecker- und am Schlesienplatz gut nachvollziehen, die hier vor gut einhundert Jahren angelegt wurden. Ähnlich verfuhr man etwa auch in Neu-Särichen.

Mit Beginn des 20. Jahrhunderts hatte das inzwischen börsennotierte Unternehmen eine Produktionskapazität erreicht, die nicht nur die Entwicklung völlig neuer Produktarten, wie faltbare Möbel, sondern auch die Eroberung des zivilen bzw. auf Privatkunden ausgerichteten Holzbausektors zuließ. Nach dem stetig weiter entwickelten und nutzungsangepassten System Doecker wurden Bürogebäude, Garagen, Bahnerunterkünfte, Bauhütten, Milchschänkhäuschen u.v.a.m. angeboten. Zum Erfolg trug bei, dass Kaiser Wilhelm II. die transportablen, preiswerten und industriell gefertigten Behausungen außerordentlich zu schätzen wusste.

Zum System Doecker hinzu kamen Holzgebäude als Fachwerk- und Ständerbauten und vor allem nach der Übernahme des Konkurrenten Witte/Osterwieck Blockhäuser. Blockhäuser, die man als „Nordische Blockhäuser“ oder auch als Schweizerhäuser vermarktete, wurden Verkaufsschlager. Doch bevor sie im privaten Holzwohnhausbausektor zum europäischen Marktführer werden konnte, verinnahmte vorübergehend die Kriegsproduktion im Ersten Weltkrieg die Barackenfabrik. Hatte man bis dahin auch ausländische Heere mit den praktischen Truppenunterkünften, transportablen Lazarettgebäuden und Pferdeställen beliefern können, war eine Ausfuhr nun nicht mehr

Die Werksunterkünfte fungierten auch als Musterhäuser. So unterschieden sie sich Haus für Haus in zahlreichen Details. Und doch waren es dezidiert Siedlungsbauten. Die Holzhaussiedlungen sollten eine gestalterische und funktionale Einheit bilden und weitgehend autark funktionieren. Sich wiederholende Grundtypen, einheitliche Zäune, gleiche Farbgebung und Dacheindeckung, kleine Nebengebäude im rückwärtigen Grundstücksbereich, eine Gartenparzelle pro Wohneinheit und Platzanlagen als nachbarschaftliche Treffpunkte, Kirche, Verkaufspavillon, Kindergarten und Feuerwehrdepot – alle Gebäude natürlich aus Holz – waren die Elemente dieser Mikro-Trabantenstädte.

So entstanden in und um Niesky von 1918 bis in die 1940er Jahre vier unterschiedlich große Holzhaussiedlungen, die jedoch sämtlich durch Wirtschaftskrise und dann den Zweiten Weltkrieg den geplanten Umfang nie erreichten. Und dennoch sind zahlreiche Holzwohnhäuser in Niesky entstanden. Trotz der Verluste im Zweiten Weltkrieg erfreut sich Niesky bis heute eines Holzhausbestandes von circa

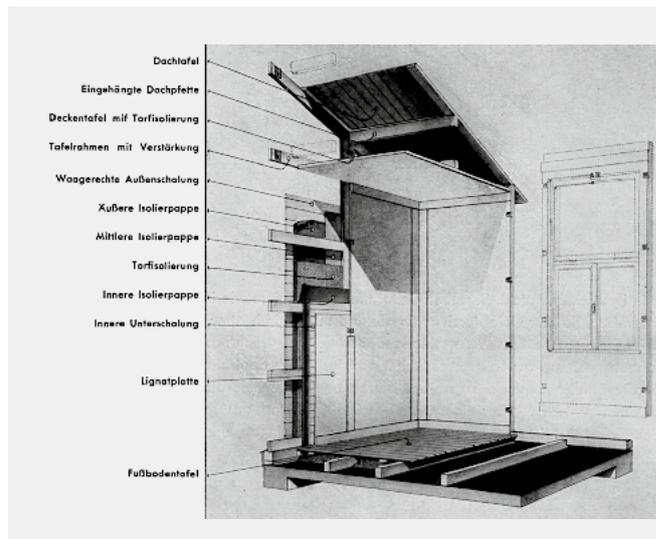
Platten- oder Tafelbauweise nach dem System Doecker
(Abb.: Konrad Wachsmann, Holzhausbau, Berlin 1930)

ehundert bewohnten Bauten. Dazu kommen noch ungezählte Nebengebäude, Garagen, Schuppen und Industriehallen mit Holztragwerken von Christoph & Unmack.

Die Hochphase des Holzhausbaus in Niesky fällt in die Zeit zwischen den beiden Weltkriegen. Staatliche und kommunale Siedlungspolitik, ein gesteigertes Bewusstsein für gesunden Wohnraum, die preiswerte industrielle Herstellung und die Innovationen der Architektur der Moderne beflügeln die Entwicklung der Christoph & Unmack AG. Dem größten europäischen Hersteller von Holzbauten wurde es zur Ehrensache, prestigeträchtige Bauwerke, wie das Schneefernerhaus auf der Zugspitze, den Sendeturm auf dem Brocken, die erste deutsche Botschaft in Ankara, zahlreiche beeindruckende Industriehallen u.v.a. auszuführen und namhafte Architekten zu beschäftigen. Albin Müller, Henry van de Velde, Hans Scharoun, Hans Poelzig, Fritz Breuhaus und auch Ernst May lieferten Entwürfe. Die aufwendig gestalteten, schon ab den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg veröffentlichten Musterhauskataloge schlugen den potentiellen Bauherren eine beachtliche Zahl an unterschiedlichsten Haustypen vor. Jeder Geschmack sollte bedient werden – so gab es Häuser im Schweizerstil, oberbayerische Häuser, skandinavische Blockbauten, Häuser für die norddeutsche Küste, Häuser im regionalen Umgebendehausstil, funktionale Architektur der Moderne und sogar Wohnhäuser, die an mittelalterliche norwegische Stabkirchen erinnern.

Wohnhäuser von Christoph & Unmack waren in der Regel Typenbauten und doch sollte jeder Bauherr seine individuellen Wünsche erfüllt sehen. Die Entwurfsvielfalt nach dem Baukastenprinzip und die enorme industrielle Produktionsleistung machten dies möglich. Zum Erfolg trug neben der professionellen Vermarktung auch der ausgefeilte Montageablauf bei: Jedes Haus wurde zunächst vollständig im Werk aufgebaut. Erst wenn alle Bauteile tadellos passten und der Bauherr möglicherweise sein zukünftiges Heim schon einmal in Niesky besichtigt hatte, wurde das Bauwerk zerlegt, auf Eisenbahnwaggonen verladen und zum eigentlichen Bauplatz gebracht. Am Ort der Endmontage konnte Christoph & Unmack seine Leistungstärke unter Beweis stellen. Passanten werden am Ende der Arbeitswoche glückliche Erstbezieher beobachtet haben, wo zu Wochenbeginn noch ein kahles Baugrundstück mit lediglich gemauertem Sockel zu sehen war.

In besonderer Weise ist die Geschichte der Christoph & Unmack AG mit dem Namen des Architekten Konrad Wachsmann (1901-1980) verbunden. Wachsmann, der heute vielen als Pionier des industriellen Holzhausbaus gilt, aber



Konrad Wachsmann (hinten, mit Fliege) zusammen mit Monteuren der Christoph & Unmack AG beim Aufbau des „Mittelstandshaus“ von Hans Scharoun für die Deutsche Gartenbau- und Schlesische Gewerbeausstellung in Liegnitz, 1927 (Foto: Akademie der Künste Berlin, Konrad-Wachsmann-Archiv, KWA-158 F.2)

in Deutschland längst nicht so bekannt ist, wie in seiner späteren Heimat USA, begann seine Karriere in Niesky als Chefarchitekt von Christoph & Unmack. Doch entgegen der verbreiteten Annahme hatte er das serielle und modulare Holzhaus weder erfunden, noch ist er der Entwerfer aller Bauten von Christoph & Unmack. Wahrscheinlich ist der Einfluss der Firma auf Wachsmann weit größer gewesen als andersherum, denn als dieser 1926 zunächst als 25-jähriger Praktikant nach Niesky kam, stand die Firma bereits in voller Blüte. Während Gropius und andere noch über das Haus aus der Fabrik philosophierten, entwarf und produzierte man in Niesky genau das seit vielen Jahren erfolgreich und in beeindruckenden Stückzahlen. Wachsmann selbst bekannte in seinen späteren Jahren mehrfach, dass er die Ankunft in Niesky als eine Art Offen-



Werks- und Musterhaussiedlung Neu-Ödernitz, um 1926
(Abb.: Firmenkatalog Nr. 23 „Deutsche Holzhäuser“, um 1926)

barung erlebt hatte: „Alles, was dann kam und in Berlin, New York, Tokio, Chicago, London, Moskau, Paris, Rom, Zürich oder Warschau geschah, das alles begann in Niesky, einem Dorf der Herrnhuter Brüdergemeine. In dieser Holzhausfabrik entdeckte ich den Weg, der mich zum Wendepunkt im Bauen führte.“ (Michael Grüning: Der Wachsmann-Report. Basel/Boston/Berlin 2001, S. 210)

Wachsmann war nur etwa dreieinhalb Jahre in Niesky, bevor er sein eigenes Büro gründete. Seine Verdienste in dieser Zeit liegen in den akribischen Versuchen zur Verbesserung der Fertigungstechnik und in der Einführung einer neuen Ästhetik. Mit ihm hielt die funktionale Architektur der Moderne im Unternehmen Einzug. Eine besondere Rolle kommt dabei der von ihm entworfenen und 1927 ausgeführten Direktorenvilla in Niesky zu – neben dem ebenfalls von Christoph & Unmack gebauten Sommerhaus Albert Einsteins in Caputh heute das einzige in Deutschland erhaltene Holzhaus Wachsmanns. Die Villa kann als sein Erstlingswerk gelten und diente ihm noch Jahrzehnte später in Amerika als Anschauungsobjekt für seine Student:innen. Als Konrad-Wachsmann-Haus steht das bis 2014 mit Bundesmitteln sanierte Gebäude heute wieder den Besucher:innen offen und beherbergt u.a. das Museum für den Holzhausbau der Moderne.

Das Konstruktionsrepertoire des Holzbaus von Christoph & Unmack scheint der modernistischen und auf Funktionalität angelegten Architekturgestaltung besonders zuträglich gewesen zu sein. Schon das um 1880 entstandene System Doecker kann als wichtige Wurzel für den Holzhausbau der Moderne angesehen werden. Dieser Zusammenhang gilt vermutlich auch für eine von Ernst May für die Jahreschau Deutscher Arbeit 1925 in Dresden entworfene und von Christoph & Unmack gebaute Veranstaltungs- und

Sporthalle, die sich nach den Worten des Architekten als „kubisch klare, zeitgemäße und dem ehrlichen Geist der Jugendbewegung entsprechende Gestaltung“ zeigte.

Der Doecker-Barackenbau, mit dem das Nieskyer Holzbauunternehmen einst groß geworden war, läutete letztlich das Ende des einstigen europäischen Holzbau-Marktführers ein. Die Firmenleitung hatte sich nach der Machtübernahme Hitlers schnell mit den neuen politischen Verhältnissen arrangiert und wirtschaftlichen Nutzen daraus gezogen. Die Ansiedlung des staatlichen Planungsbüros für den Barackenbau FOKORAD in Niesky wurde lanciert und Christoph & Unmack fungierte als Versuchsbetrieb und größter Hersteller. Das böhmische Zweigwerk lieferte Baracken auch an die I.G. Farben für das KZ Auschwitz-Monowitz. In Niesky selbst wurden Zwangsarbeiter eingesetzt, die im Wiesengrund, einem Außenlager des KZ Groß-Rosen, zusammengepfercht untergebracht waren. Mit dem Eintreffen der Weltkriegsfront in Niesky wurden große Teile des Werksgeländes zerstört. Der Konzern wurde zerschlagen. Trotz teilweisem Wiederaufbau kam die Holzhausproduktion 1949 in Niesky endgültig zum Erliegen, während Waggonbau und Stahlbau als weitere ehemalige Betriebsteile verstaatlicht weiter existierten.

Der Autor

Dr. Jan Bergmann-Ahlswede ist Historiker und Kunsthistoriker (TU Dresden). Seit 2021 ist er als Leiter des Museums Niesky u.a. für das Johann-Raschke-Haus und das Konrad-Wachsmann-Haus in Niesky zuständig.



Zum Weiterlesen

Museum Niesky – Konrad-Wachsmann-Haus (Hg.): Holzbauten der Moderne. Die Entwicklung des industriellen Holzhausbaus, Dresden 2015.

Claudia Quiring: Frankfurt in Dresden, in: maybrief 53, 2020, S. 6/7.

Die Frankfurter Häuserfabrik – Platten aus Beton

Von Lutz Mohnhaupt, Frankfurt am Main

Der Plattenbau sollte Baukosten senken und die Erstellung der Häuser beschleunigen. Doch wegen des gesellschaftlichen Widerstands konnten die ehrgeizigen Ziele nicht erreicht werden

Ernst May stand von Anfang an unter großem Erwartungsdruck, sein durch die Wohnungsnot getriebenes ehrgeiziges Programm umzusetzen. Doch er konnte auf Erkenntnisse zurückgreifen, die er in der freigewerkschaftlichen Arbeitsgruppe „DEWOG Kopfgemeinschaft“ gemeinsam mit den Architekten Martin Wagner, Bruno Taut und Walter Gropius gesammelt hatte: Nur mit Rationalisierung, Typisierung und Normierung konnte diese Aufgabe bewältigt werden! Der Plattenbau in Frankfurt sollte ein treibender Faktor zur Beschleunigung und Effektivierung des geplanten Siedlungsbaus werden und erfuhr durch die Einbeziehung von Arbeitslosen einen vorzeigbaren sozialen Aspekt.

Während in anderen Ländern bereits zahlreiche Plattenbauten errichtet worden waren, entstanden in der Weimarer Republik erste Versuchshäuser in Berlin (Martin Wagner) oder wurden wie in Törten bei Dessau (Walter Gropius) vorbereitet. May analysierte Vor- und Nachteile der verwendeten Verfahren und stimmte den Plattenbau auf die Verhältnisse vor Ort ab. Bimsbetonplatten waren leichter als die in an-

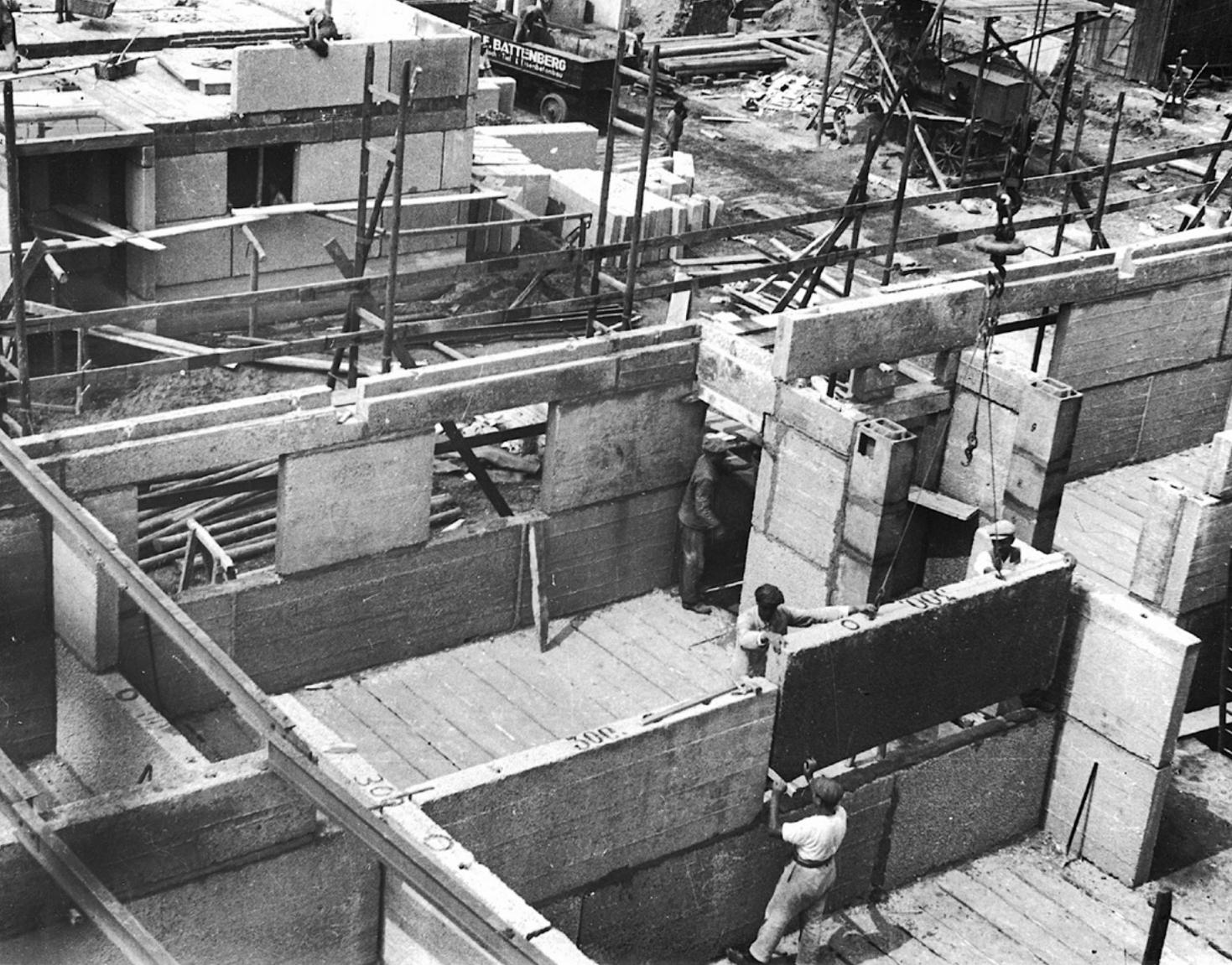
deren Projekten verwendeten Platten mit Schlackezusatz. Der rheinische Bims Kies stand im Neuwieder Becken in großen Mengen zur Verfügung und konnte per Schiff über Rhein und Main im Osthafen angeliefert werden. Zuvor waren Betonplatten auf den Baustellen im Freien hergestellt worden, so dass es witterungsbedingt immer wieder zu starken Verzögerungen kam. Schon während in Frankfurt die ersten Versuche auf einem Lagerplatz stattfanden, wurde ein geeignetes Produktionsgebäude gesucht. 1926 gelang es der Baubehörde, die leerstehende Messehalle „Haus der Technik“ anzumieten, in deren Schutz die Produktion der Platten kurzfristig beginnen konnte.

Hier wurden erstmals keine geschosshohen Platten gefertigt, in die Fenster- und Türöffnungen aufwändig eingearbeitet werden mussten. Die Frankfurter Elemente waren wesentlich kleiner, wodurch sie leichter handhabbar waren und für verschiedene Haustypen verwendet werden konnten. Teurer Betonstahl war nicht erforderlich. Eine Normalplatte wurde in einer Größe von 3,00 x 1,10 m bei einer Dicke von 20 cm hergestellt. Sie wurde für die Brüstungsschicht verwendet, also unterhalb der Fenster, der gleiche Plattentyp kam neben den Fenstern zu liegen. Der oberhalb der Fenster montierte 40 cm hohe Plattentyp bildete die sogenannte Sturzschicht. Während die Höhe stets gleich blieb, wurden die Platten je nach Bedarf in unterschiedlicher Länge produziert, so dass bei der Montage auf der Baustelle keine weitere Anpassung erforderlich war.

Zur Herstellung der Geschossdecken wurden in der Fabrik bis zu 8 m lange Hohlbalken aus Stahlbeton gegossen, die an der Baustelle mit Hilfe des Krans in Reihen aneinander geschoben wurden und auf der Sturzschicht ruhten. Auf diese Weise konnte ganz ohne Schalung in kürzester Zeit eine fertige Decke errichtet werden. Auf die Oberseite der Betonbalken wurde, um eine glatte Oberfläche zu erreichen, ein Gips-Estrich aufgebracht und darauf Linoleum verlegt.



Plattenproduktion in der Messehalle, 1926 (Foto: Paul Wolff)



Montage in der Siedlung Mammolshainer Straße, 1927 (Foto: Paul Wolff, ISG FFM Best.S7Wo (Fotoslg. Dr. Paul Wolff & Tritschler), Nr. 44)

Widerstand der Handwerksverbände

In der Frankfurter Plattenfabrik wurde der in die Form gefüllte Bimsbeton von Arbeitern mit Handstampfern manuell verdichtet. Die rationellste Herstellung der Bauplatten erfolgt mittels Schlagmaschine, die den Beton schneller komprimiert und alle drei bis fünf Minuten eine Platte fördern kann. Diese maschinell unterstützte Herstellung wurde jedoch auf Druck der Politik und der Handwerksverbände bis zuletzt nicht durchgeführt, um eine größere Anzahl Arbeitsloser in der Produktion beschäftigen zu können.

Konservative gegen Rationalisierung und Baustil

Um das Frankfurter Montageverfahren zu erproben, wurde 1926 in der Siedlung Praunheim ein erster Block von 10 Wohnungen errichtet, wozu für den Rohbau 17 Tage benötigt wurden. Aufbau und nachfolgende Überprüfung verliefen so erfolgreich, dass kurzfristig die Fabrikation von 200 Häusern eines Typs begonnen werden sollte. Der Antrag für den Bau im Januar 1927 führte in der Stadtverord-

netenversammlung zu einem Höhepunkt der parlamentarischen Auseinandersetzungen. Die Kritik umfasste nicht nur die Bauweise, sondern auch Grundrisse, die Typung und Normung überhaupt, den Einbau der „Frankfurter Küche“ und die „schlechte“ Architektur. Ein Antrag, die Mittel für weitere 200 Plattenhäuser so lange nicht zu bewilligen, bis sich die bereits errichteten zehn Versuchshäuser bewährt hätten, blieb ohne Mehrheit. Dies hätte einen langfristigen Stopp für den Plattenbau bedeutet. Das Misstrauen der Stadtverordneten ging so weit, dass sie eine Reise nach Holland organisierten, um sich dort „unabhängig“ über die Erfahrungen mit vorgefertigten Elementen zu informieren.

Auf der Frankfurter Bauausstellung im Frühjahr 1927 präsentierte May in der Festhalle ein in lediglich 26 Tagen komplett errichtetes Musterhaus. Ende 1927 wurde zu Versuchszwecken ein dreistöckiges Plattenhaus errichtet, das bis zur sechsfachen Nutzlast belastet wurde, der Test wurde nach 14 Tagen erfolgreich beendet. Obwohl Bauweise,

Produktion und der Montagevorgang gut durchdacht waren, blieben Mängel insbesondere in den ersten Bauten nicht aus. Eine Hauptursache war das Verhalten des Bimses im Beton. Er hielt die Baufeuchtigkeit länger als zunächst erwartet zurück, so dass der Schwindprozess in den Blöcken beim Montieren noch nicht abgeschlossen war. Dadurch entstanden Haarrisse in den Fugen, die zur Durchfeuchtung der Außenwände führen konnten. Zwar war die Wärmeisolerfähigkeit der Außenwandplatten gut, die Wärmespeicherfähigkeit des leichten Bimsbetons jedoch gering, so dass die Häuser schneller auskühlten als solche, die in traditioneller Bauweise oder mit Schlackebetonplatten errichtet wurden.

Kritik an Machtkonzentration in der Baubehörde

Die Frankfurter Plattenfabrik wurde von Fachleuten aus dem In- und Ausland aufmerksam verfolgt und begrüßt, politisch stand die Unterstützung jedoch auf unsicheren Beinen. Die Handwerkskammer intervenierte, man solle die Plattenproduktion dem ansässigen Baugewerbe überlassen. Auch in den Mehrheitsfraktionen der Stadtverordnetenversammlung gab es Vorbehalte, weil die Produktion in städtischer Regie durchgeführt werden sollte. Um die Industrie für das Projekt zu gewinnen und zugleich weitere finanzielle Mittel zu mobilisieren, begann May eine Kooperation mit den lokalen Baufirmen Philipp A. Holzmann und A. Hilf. Doch die Bedenken gegen die fabrikmäßige Herstellung der Bauplatten bestanden wegen der entstehenden Konkurrenz für die kleinen, handwerklich arbeitenden Betriebe des Hochbaus fort und behinderten das Verfahren bis zuletzt.

Anfang 1928 erhielt Frankfurt von der „Reichsforschungsgesellschaft für Wirtschaftlichkeit im Bau- und Wohnungswesen“ (RFG) für die Weiterentwicklung des Plattenhauses 300.000 Reichsmark. Das Baudezernat wollte den Betrag verwenden, um die Produktionsfläche im Osthafen zu überdachen.

Stadtverordnete verhinderten Produktionshalle

Die Produktion im Hafen an der Dieselstraße konnte erst im Oktober 1928 begonnen werden, die tägliche Leistung betrug 50 m³ Platten, rund 75 Stück von der Größe einer Brüstungsplatte. Es bestand Hoffnung, täglich 100 m³ Beton in Platten gießen zu können – Wände und Decken von 1.000 Häusern im Jahr. Doch trotz wiederholter Bemühungen blieb die Bewilligung der Stadtverordnetenversammlung für die Halle aus, es musste im Freien gearbeitet werden. Immerhin wurde 1929 das Geschäftsjahr der Häuserfabrik trotz der widrigen Bedingungen ohne Verluste abgeschlos-

sen. Noch im Laufe des gleichen Jahres sahen sich die Akteure des Neuen Frankfurt durch den Beginn der wirtschaftlichen Rezession zu ersten Kürzungen gezwungen, so dass die Anlage nicht voll ausgelastet werden konnte.

Nach dem letzten Auftrag, 658 m³ Platten für die heutige Friedrich-Ebert-Siedlung, stand die Produktion des unterdessen zur Philipp Holzmann AG gehörenden Betriebs im Juli 1930 still. Von den 400 geplanten Plattenhäusern in der Siedlung Westhausen konnten bis zu diesem Zeitpunkt nur circa 200 errichtet werden, so dass das Material noch in der Plattenfabrik lagerte. Der Produktionsstopp sollte nur vorläufig sein, bis die Finanzierung der letzten Häuser in Westhausen und der Baubeginn der geplanten Siedlung Goldstein gesichert waren. Doch die Plattenfabrik wurde zu einer Zeit reger Bautätigkeit errichtet und fand ihre Berechtigung vor allem durch den hohen Bedarf beim raschen Aufbau von Großsiedlungen wie Praunheim und Westhausen. Die Wirtschaftskrise führte zu einem deutlichen Rückgang des Wohnungsbaus, Produktion und Montageverfahren wurden von den Hypothekenbanken nicht mehr beliehen.

Im Oktober 1930 brachen Ernst May und ein großer Teil seiner Mitarbeiter:innen auf, um in der Sowjetunion neue Großsiedlungen zu errichten. Im Dezember kam es per Notverordnung der Reichsregierung zu einer drastischen Kürzung der Wohnungsbauförderung. Die ungeliebte Plattenbauweise fand in der Stadt keine prominente Unterstützung, so dass der Betrieb nicht wieder aufgenommen werden konnte. Die anfangs vielversprechende Plattenproduktion des Neuen Frankfurt blieb wegen der widrigen Bedingungen weit hinter den Erwartungen zurück. Nur jede zehnte Wohnung konnte im Frankfurter Montageverfahren errichtet werden.

Plattenbauten des Neuen Frankfurt

- Praunheim: In der noch existierenden Siedlung entstanden zwischen 1926 und 1928 214 Plattenhäuser in der Straße am Hofgut, Olbrichstraße und Pützerstraße. Im dritten Abschnitt konnten bis 1929 westlich der heutigen Ludwig-Landmann-Straße von 700 Häusern 216 in Plattenbauweise montiert werden.
- Jugendheim Westend: Beim 1926 an der Ginnheimer Landstraße 42 in Bockenheim errichteten Neubau bildeten zwischen Stahlbetonpfosten gesetzte Standardplatten die Fassade. In den Schlafsäulen wurden bei den Außenwänden zwei Platten übereinander montiert, so dass die Brüstungshöhe bei etwa 2,20 m lag. Bei Luftangriffen zerstört.



Plattenfabrik im Frankfurter Osthafen, um 1929 (Foto: NL Ernst May, ernst-may-gesellschaft)

- **Jugendbleibe:** Einer der ersten Versuchsbauten für das Frankfurter Montageverfahren in der Gutleutstraße 213 wurde im Februar 1927 fertiggestellt. Heute verändert erhalten.
- **Mammolshainer Straße:** 1927 wurde diese Siedlung zwischen Bahngleisen im Gallusviertel gleich nach Fertigstellung der ersten Versuchshäuser in der Siedlung Praunheim für die kurzzeitige Unterbringung obdachloser Familien errichtet. Insgesamt entstanden 296 Wohnungen, davon 200 im Plattenbauverfahren. 1982 abgerissen.
- **Westhausen:** Die 1929-31 erbaute und bis heute erhaltene Siedlung umfasst 1.116 Mietwohnungen, 378 davon in Plattenbauweise. Die letzten 168 im Frankfurter Montageverfahren errichteten Häuser entstanden 1930 und 1931 im südlichen Teil.
- **Nussbaumplatz in Bornheim:** Dieser nicht realisierte Entwurf galt einem dreigeschossigen Wohnblock in Skelettbauweise, dessen Fassade aus Wandblöcken der Häuserfabrik bestehen sollte. Geplant war, für das Skelett Hohlformsteine zu verwenden, die an der Baustelle mit einer Stahlarmierung versehen und mit Beton vergossen werden sollten.
- **Friedrich-Ebert-Siedlung:** Im ersten Bauabschnitt an der Cordierstraße wurde 1930 bei fast 500 Wohnungen eine mit dem Frankfurter Montageverfahren kombinierte Skelettbauweise realisiert. In die Geschosswände integ-

rierte schlanke Doppel-T-Träger dienten als Stützen. Die nach Luftangriffen beschädigten Hauszeilen wurden ab 1947 entstellt wieder aufgebaut. Abriss von fünf Gebäuden zwischen 2009 und 2016.

Der Autor

Lutz Mohnhaupt schreibt Berichte zur Architekturhistorie sowie für die Geschichtswerkstatt Gallus über die Geschichte des Frankfurter Stadtteils.



Zum Weiterlesen

Walter Gropius: der große baukasten, in: Das Neue Frankfurt, 2/1926/27.

Ernst May: Mechanisierung des Wohnungsbaus, in: Das Neue Frankfurt, 2/1926/27.

https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/neue_frankfurt1926_1927/0033

Kunststoffe – Die Formen kommen glatt aus der Presse

Von Ulrike May, Frankfurt am Main

Spielte die Suche nach neuen Werk- und damit auch nach Kunststoffen im 19. Jahrhundert eine wichtige Rolle, kann das 20. Jahrhundert endgültig als das der Kunststoffe bezeichnet werden. Heute sehen wir uns konfrontiert mit einer katastrophalen, weltweiten Verschmutzung durch Plastik, in den 1920er Jahren waren jedoch zahlreiche technische Neuerungen eng mit Materialien verknüpft, denen man eine positive Zukunft zuschrieb

Der deutsche Chemiker Richard Escales führte erst 1911 den Begriff „Kunststoffe“ ein und betitelte so eine von ihm herausgegebene Zeitschrift, die fast durchgängig bis heute erscheint. Der Überbegriff „Plastik“ setzte sich hierzulande erst nach 1945 durch. Zahllose synthetisch hergestellte Materialien wurden lange Zeit eher beiläufig entdeckt. So stellte der Amerikaner Charles Goodyear 1839 durch einen Zufall fest, dass man dem Naturkautschuk durch den Zusatz von Schwefel seine Klebrigkeit nehmen, aber gleichzeitig seine Elastizität beibehalten konnte. Frühe Kunststoffe, wie das 1844 von dem englischen Chemiker Frederick Walton entwickelte Linoleum, basierten noch auf natürlichen Ursprungsstoffen. Von großer Bedeutung war die Entwicklung von Celluloid, das seit 1870 patentiert als erster thermoplastischer Kunststoff gilt. Kurioserweise soll ausgerechnet ein Preisausschreiben, mit dem man einen Ersatzwerkstoff für das teuer, da rar gewordene Elfenbein für Billardkugeln suchte, Anstoß für dessen Erfindung gegeben haben. Dass frühe Kunststoffe solche Naturmaterialien imitieren und ersetzen sollten, war keine Seltenheit. Celluloid jedenfalls dominierte aufgrund seiner Vielfältigkeit in punkto Form- und Färbbarkeit fast 50 Jahre lang die Kunststoffproduktion, die Alltagsgegenstände ebenso umfasste wie Gießfolien – also Filmmaterial.

Bakelit

Eine besondere Rolle kam den Kunststoffen in der sich rasant entwickelnden Elektrotechnik als Isoliermaterial zu, so auch dem über diese Verwendung bald hinauswachsenden „Material für tausend Zwecke“, dem Bakelit. Der chemisch als Phenoplast bezeichnete Kunststoff erhielt den bekannteren Handelsnamen durch seinen Erfinder, Leo Henricus

Baekeland, der ab 1907 über 100 Patente zu diesem neuen Werkstoff, seiner Herstellungstechnik und dessen Weiterentwicklungen anmeldete. Ein modernes Vertriebssystem unterstützte die weltweite Erfolgsgeschichte des Bakelits, das mit der zunehmenden Elektrifizierung der Haushalte in den 1920er Jahren zu Steckdosen, Lichtschaltern, Ventilatoren, Staubsaugern, Föhnen, Radios, Lautsprechern und vielem mehr verarbeitet wurde. Diese Gegenstände hatten nun keine Vorbilder, so dass Naturwissenschaft, Technik, Industrie und Design verstärkt eine enge Verbindung eingehen mussten. Begeistert schrieb Wilhelm Lotz 1933 in der Zeitschrift des Deutschen Werkbunds „Die Form“: „Eine der interessantesten Erfindungen unserer Zeit auf dem Gebiet neuer Materialien, [...] ist die Darstellung und Verwendung des Bakelits oder Kunstharzes. Ein Isoliermaterial, fast unzerbrechlich, dabei von haltbarer Oberfläche. Ein weiterer Vorteil ist, daß, wenn es zu Formen gepreßt wird, kaum eine Schwindung zu verzeichnen ist, daß es exakt die Form der Presse wiedergibt und so nicht nachgearbeitet zu werden braucht. Die Formen, ob glatt oder rau [sic!], kommen fertig aus der Presse. [...]. Es ist das Material der Zukunft.“ (*Die Form*, H. 4, 1933)

H. Fuld Fernsprechapparat Frankfurt 7800

Ein typisches Produkt der Zeit, in der das Telefon verstärkt Einzug in Büros und Privathäuser hielt, ist der in Frankfurt produzierte „H. Fuld Fernsprechapparat Frankfurt 7800“ von 1928, dessen Design Aufsehen erregte. Die strenge, sachliche Form modifiziert einen Entwurf des Architekten Richard Schadewell, der bei einem ergebnislosen Wettbewerb der Firma eingereicht worden war. Auf dem kastenförmigen Metallkorpus ruht auf der Gabel ein leicht ge-

DAS FRANKFURTER REGISTER

DER DEUTSCHE FERNSPRECHAPPARAT DER

H. FULD U. CO.

TELEPHON- U. TELEGRAPHENWERKE

AKTIENGESELLSCHAFT

FRANKFURT AM MAIN

6



**IST EINE
GIPFELLEISTUNG
DER
FERNSPRECH-TECHNIK**

Belleuze zu „Das Neue Frankfurt“ 1929, 4. Heft, Verlag Engelert und Schlosser, Frankfurt a. M.

*Frankfurter Register 6, H. Fuld
Fernsprechapparat Frankfurt 7800
(Abb.: ernst-may-gesellschaft)*

schwungener Hörer aus Bakelit, der im Gegensatz zu seinen Vorgängern wie aus einem Guss erscheint. Der „handschmeichelnde“ Kunststoff steht hier im Kontrast zum kühlen Metall. Dass auch Ernst May der hochkarätigen Wettbewerbsjury angehörte, mag dazu beigetragen haben, dass dieser Apparat in das Frankfurter Register aufgenommen und damit als „vorbildlich“ bewertet wurde. Die Zeitschrift *Die Form* präsentierte das Telefon im April 1930 auf ihrem Cover. Auf dem Markt stand es jedoch in Konkurrenz zu dem von der Reichspost favorisierten Modell W 28 von Siemens & Halske, dessen rundere, durch Bakelit überhaupt erst mögliche Form für lange Zeit als verbindlich für Telefonapparate gelten sollte.

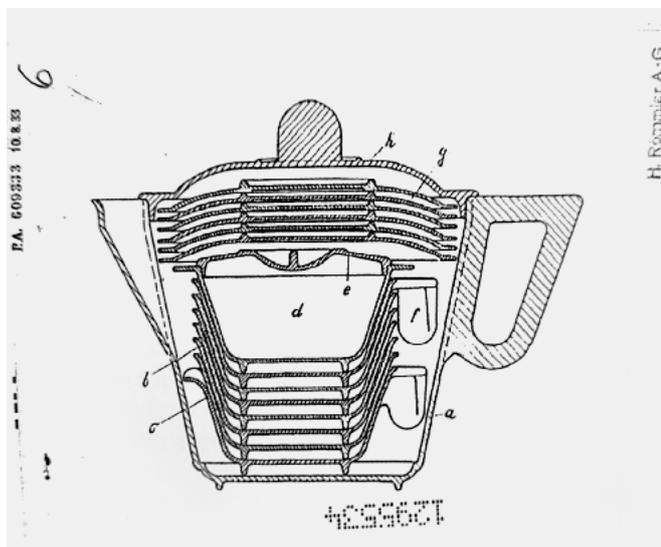
Kunststoff am Bauhaus?

Das Bauhaus hatte, besonders bis zum Ende des Direktors Walter Gropius 1928, nur punktuell Berührungspunkte mit den neuen Materialien und beschäftigte sich nie planmäßig mit ihnen. Linoleum wurde wie andernorts auch als Bodenbelag oder für Möbel, z.B. Tischplatten, verwendet. Oskar Schlemmer nutzte allerdings bereits 1922 Kunststoff-Formmaterialien in seinem Triadischen Ballett. Gelegentlich wurden solche Werkstoffe in Lampen und Schmuckentwürfen aufgenommen oder man erprobte die neu aufkommenden Kunstgarne in der Textilwerkstatt; Lazlo Moholy-Nagy arbeitete bei seinem Licht-Raum-Modulator (1930) mit Cellon. Plexiglas, das in den Nachbauten des Objektes verwendet wird, wurde erst 1933 von Röhm & Haas

Darmstadt als Marke angemeldet und war ab 1935/36 erhältlich. Unter der Leitung von Hannes Meyer hatte sich der Blick auf die Kunst-Materialien zwar geweitet, jedoch resultierte daraus in der kurzen ihm verbleibenden Zeit keine systematische Anwendung. Wilhelm Wagenfeld, der nicht mit dem Bauhaus nach Dessau gezogen war, arbeitete als Leiter der Metallwerkstatt der Bauhochschule Weimar häufiger, z.B. bei seinen Leuchten mit unterschiedlichen Kunststoffen.

Produktgestalter Christian Dell

Herausragend und zu wenig bekannt ist jedoch die Arbeit des Silberschmieds Christian Dell. Er brachte Anfang 1926 seine Erfahrungen vom Weimarer Bauhaus an die Frankfurter Kunstgewerbeschule, wo er die Leitung der Metallwerkstatt übernahm. Neben kunstvollen Silberarbeiten, die er mit Ebenholz und Elfenbein kombinierte, widmete er sich bis 1928 auch dem Entwurf moderner seriell produzierter Beleuchtungskörper, die ebenfalls im Frankfurter Register aufgenommen wurden. Bemerkenswert sind allerdings die von ihm entworfenen und ab 1929/30 produzierten Haushaltsartikel, wie Speisegeschirre, Schalen, Tablettts aus dem Harnstoffharz Resopal für einen der großen Kunststoff-Hersteller, die Presswerke H. Römmler AG im brandenburgischen Spremberg. Ab etwa 1931 kamen Haushalt- bzw. Picknickgeschirre, die sich zudem durch ihre – patentierte – Stapelbarkeit auszeichneten, hinzu. Im Design finden sich in den frühen Arbeiten gelegentlich Ver-



Christian Dell, Stapelgeschirr: Tassen und Untertassen gestapelt in einer Kanne, Patentschrift 1933 (Abb.: Kremeier/Röthke, Das Bauhaus in Brandenburg, Cottbus 2019, S. 75)



Christian Dell, Tassen aus dem Stapelservice (Trans-Kerit), H. Römmeler AG Spremberg, 1931 (Foto: Roland Wieczorek, Kremeier/Röthke, Das Bauhaus in Brandenburg, Cottbus 2019, S. 87)

bindungen zu den Silberobjekten, dennoch unterscheiden sich Produktionsvorgang und Gestaltungsziel bei den Plastikgeschirren vollkommen. Die leuchtend bunten Geschirre aus Pressmaterial waren ihrer Zeit weit voraus. Sie fanden in dieser Form erst nach 1945 weltweit Verbreitung, so wie die von Dell entworfene erste Kunststoff-Gelenkleuchte aus Phenoplast. Christian Dell gehörte neben Friedrich Adler und Walter Maria Kersting (Designer des späteren „Volksempfängers“) zu den ersten deutschen Produktgestaltern, die sich intensiv mit Kunststoff auseinandergesetzt und damit Pionierarbeit im Industriedesign geleistet haben. Zudem gelang ihm wie kaum einem anderen die erfolgreiche Kooperation zwischen Lehranstalt, Handwerk und Industrie.

Krisenzeiten wie der Erste Weltkrieg hatten der Erforschung von Kunststoffen durch den entstandenen Mangel an natürlichen Rohstoffen Aufschwung gegeben, aber erst ab den 1920/30er Jahren wurde mit dem wissenschaftlichen Nachweis des molekularen Aufbaus von Kunststoffen eine wirklich systematische Forschung in Gang gesetzt. An dieser beteiligte sich die I.G. Farben Industrie u.a. mit der Entwicklung von Kunstfasern oder die Firma Otto Röhm & Haas, die ab 1932 Plexiglas herstellte. Der Zweite Weltkrieg, die Isolation Deutschlands und mit ihr die erneute Verknappung von Rohstoffen forderte abermals Anstrengungen, diese durch andere Stoffe zu ersetzen. Erfindungen wie Perlon bei der I.G. Farben parallel zum Nylon in den USA wurden jedoch nicht nur zur Herstellung von Damen-

strümpfen, sondern auch für kriegerische Zwecke, wie Fallschirme genutzt. Heute sind Kunststoffe aus unserem Leben nicht mehr wegzudenken und Segen und Fluch zugleich.

Die Autorin

Ulrike May arbeitet als freie Kunsthistorikerin in Frankfurt am Main und ist Mitglied im Vorstand sowie Mitbegründerin der ernst-may-gesellschaft.



Zum Weiterlesen

Bakelit & Co. Jede gewünschte Gestalt. Kölner Museums-Bulletin, Sonderheft, Köln 1987.

Günter Lattermann, Bauhaus ohne Kunststoffe? – Kunststoffe ohne Bauhaus, in: form + zweck 20, 2003.

Robin Rehm, Christoph Wagner (Hg.): Designpatente der Moderne 1840-1970. Berlin 2019.

www.deutsches-kunststoff-museum.de

Frankfurter Türbeschläge – Eine Erfolgsgeschichte

Von Bastian Strobel, Laubach

In Frankfurt am Main wurden bedeutende Grundsteine für modernes Design gelegt. Die durch Oberbürgermeister Ludwig Landmanns Pläne für ein Neues Frankfurt befeuerte Aufbruchstimmung der 1920er Jahre lässt sich an den großen Entwürfen der Stadt- und Wohnraumplanung oder der Frankfurter Küche, aber eben auch an Details wie dem Gestaltwandel der Tür- und Fensterdrückergarnituren beobachten

Aus dem *Frankfurter Normgriff* als zeitlosem Designklassiker kann der umfassende Gestaltungsanspruch des Neuen Frankfurt herausgelesen werden. Die für diese Bewegung grundlegende Ästhetik der Moderne stellt sich in der beeindruckenden Direktheit der Formgebung dieser Türklinke beispielhaft dar.

Auch im Frankfurt der Jahrhundertwende herrschte der Historismus als maßgebliche Stilausdrucksform. Es war der Geschmack des reich gewordenen Bürgertums, klassizistische und romantische Elemente möglichst prunkvoll zu vereinen. Diese eklektizistische Melange sollte Wohlstand symbolisieren, wurde aber – besonders in ihrer Übertreibung –

Die Tapete – Feindbild der Moderne?

Von Peter Paul Schepp, Frankfurt am Main

„Der moderne Mensch hat weiße Wände“, befand 1927 Josef Frank, bis 1925 Dozent an der Wiener Kunstgewerbeschule, nach dem Besuch der Weißenhofsiedlung in Stuttgart. Die weiße Wand war für viele Protagonisten der Moderne zum Sinnbild der Hygiene geworden. Sie verwarfen die Tapete als „bürgerlich-romantisches Requisite“. Für sie war es schwer vorstellbar, die Wände der modernen Kleinwohnungen mit den großen expressionistischen Mustern oder mit kleinbürgerlichen Blumentapeten zu bekleben, wie sie seit Beginn des 20. Jahrhunderts üblich waren.

Hans Leistikow, von May zum „Leiter des grafischen Büros“ der Stadtverwaltung bestellt, erinnerte sich später: „Architekten des Neuen Frankfurt sahen für die Gestaltung der

Innenwände ihrer Siedlungshäuser zwei Möglichkeiten: Sie konnten die Räume entweder anstreichen oder mit Tapeten versehen, von denen die einen zu teuer, die anderen zu schlecht und beide meistens unpassend waren.“ Zunächst hatten die Frankfurter Architekten bereits in einigen Siedlungen zartfarbige Anstriche eingesetzt und folgten dabei dem Konzept „Farben machen Räume“, das sich an der Nutzung der verschiedenen Wohnräume orientierte: Gelb, Ocker, Orange für das Wohnzimmer (warm und anregend), Blau und Grün für die Schlafzimmer (kühl und beruhigend), Grau oder Weiß für den Flur und die Funktionsräume.

Für Leistikow war es jedoch erwiesen, dass Tapeten zusätzliche bautechnische und damit auch ökonomische Vorteile



Frankfurter Normgriff, Replikat
(Foto: JCB Exklusive Beschläge)



Frankfurter Türgriff des Historismus
(Foto: JCB Exklusive Beschläge)

bald als eine Art Siegeszug des schlechten Geschmacks empfunden. Als sich dieser ständige Rückgriff auf Stilrichtungen vergangener Jahrhunderte nicht nur als ästhetische, sondern auch als funktionale Sackgasse offenbarte, war der Übergang zur klassischen Moderne bereitet.

Der Stil der Gründerzeit lässt sich an einer historischen Replik ablesen, die in ihrer Originalform um die Jahrhundertwende in Frankfurt am Main sehr häufig in bürgerlichen Haushalten verbaut wurde. Diese Modelle waren meist aus Messing und wurden im Sandgussverfahren hergestellt. Bei diesem Türbeschlag fällt der verspielte Stilmix vergangener Epochen auf, der für die Rezeption des Gründerzeitstils entscheidend ist. Dieser schlägt sich nieder in einer Grundform, die mit großzügiger ornamentaler Geste und der Verbindung unterschiedlicher exklusiver Materialien auf den Wohlstand des Haushaltes verweisen sollte. Kunsthandwerklich entwickelte Elemente wurden bei dieser Art der Klinke kombiniert, um sie dann industriell en masse zu produzieren und schließlich als Serie in Umlauf zu bringen. Dieses eher umständliche Herstellungsmuster verfehlte den Zeitgeist genau an der Stelle, an der im Laufe der 1920er Jahre bezahlbarer Wohnraum immer mehr zur Mangelware wurde. Gezwungener-

DAS FRANKFURTER REGISTER 15
DIE BILLIGEN BAUHAUS-TAPETEN

Muster Nr. 31. H.

MUSTER:
Bauhaustapeten sind unaufdringlich und zurückhaltend gemauert. Die durchweg hellen Farbtöne beruhen auf gemeinsamer Farbenskala. Die Auswahl umfasst 150 Blatt Leinwandmuster, die in der oberen Bauhauskarte und 150 Blatt Öldrucktapeten, die in der gelben Karte enthalten sind. Beide Karten sind im DINformat a 6.

FARBEN:
Die verwendeten Farben sind im handelsüblichen Sinne lichtecht (I. O. Farbenindustrie A.-G.). Allerdings erreichen die Tapeten der gelben Öldruckkarte nicht die Lichtbeständigkeit der Tapeten der oberen Karte, da es bisher nicht gelungen ist, Öldruckfarben in derselben Masse lichtecht herzustellen wie Leinwandfarben. Das Papier der Bauhaustapeten ist 85 g pro qm schwer und von bester Qualität.

PREISE:
Der durchschnittliche Preis der Bauhaustapeten beträgt 1 Mark bis 1,50 Mark. Eine Ausnahme machen einige Muster, die etwas teurer, und zwei Muster, die etwas billiger sind. In dieser Sonderpreislage ist das Papier 110 Gramm beziehungsweise nur 70 Gramm schwer.

W O E R K L I C H !
In den besseren Spezial-Tapetengeschäften. Daselbst Musterbücher.
Muster Nr. 6 17. E.

Hannoversche Tapetenfabrik Gebr. Rasch & Co., G. m. b. H., Bramsche b. Osnabrück

Beilage zu „Die Neue Frankfurt“ 1925, Heft 9, Verlag Engelert und Schäfer, Frankfurt a. M.

Das Frankfurter Register 15, Die Billigen Bauhaus-Tapeten
(Abb.: ernst-may-gesellschaft)

mit sich brachten, wie z.B. einen geringeren Aufwand bei der Verarbeitung, gute Wärmeisolierung, Schonung des Putzes und sichere Reproduzierbarkeit der Muster und Farben. Öffentlich weitgehend unbemerkt hatte er daher bereits 1925 Gespräche mit der Marburger Tapetenfabrik über die Entwicklung neuer Tapetenmuster geführt. Diese Verbindung hielt bis weit in die Nachkriegsjahre, als die Marburger Tapetenfabrik regelmäßig eine Jury aus Persönlichkeiten der Architektur- und Kunstszene unter Leitung von Hans Leistikow zusammenrief.

Die ersten Tapeten für die Frankfurter Siedlungen hießen schlicht „Siedlertapeten“. Sie griffen die eingeführten Anstrichfarben auf, die nach und nach von geometrischen Rastern überdruckt wurden. Die Marburger Tapetenfabrik

maßen entstand eine neue Auffassung von Effizienz und Funktionalität, die unter dem Begriff *Neue Sachlichkeit* bekannt wurde. Dieser Paradigmenwechsel vom Prunk hin zur Funktion stellte sich als idealer Nährboden für die minimalistische Eleganz der neuen Zeit heraus. Neues Ziel der Kreativen war es nun, die kunsthandwerkliche Formsprache so anzupassen, dass sie die industrielle Produktion nicht verkomplizierte, sondern ihr durch planerische Effizienz gewinnbringend zuspielte.

Das Neue Frankfurt ist also nicht nur als städteplanerische Revolution zu lesen, sondern vor allem auch als Versuch einer möglichst gesamtgesellschaftlichen Reformbewegung, die sich auf möglichst viele – wenn nicht alle – Lebensbereiche beziehen sollte. Deshalb bestand die „Aktionsgruppe“, die Ernst May 1925 im Auftrag Ludwig Landmanns zusammenstellte, nicht nur aus jungen Architekt:innen und Techniker:innen, sondern besonders auch aus Künstler:innen und Designer:innen. Diese Gruppe hatte das Ziel, die umfassenden Gestaltungsansprüche des Neuen Frankfurt nicht nur wirksam und effizient zu halten, sondern zusätzlich auch unverwechselbar sichtbar zu machen.

Das Wohnungsbauprojekt unter Ernst May war bekanntermaßen mit 12.000 erstellten Einheiten ein voller Erfolg. Unter der Regie der Macher und Macherinnen des Neuen Frankfurt gelang es sogar, sich vom berüchtigten Frankfurter Bad zu verabschieden, und stattdessen die funktionale Frankfurter Küche sowie in einem separaten Raum das Badezimmer zu etablieren. Die in dieser Phase entstandenen Frankfurter Siedlungen haben weltweit als Stein und Beton gewordene Beispiele der klassischen Moderne und des Funktionalismus Geltung.

Aber besonders in den Details der Wohn- und Lebensräume – ständig bedroht vom „üblichen minderwertigen Hausrat“ – sahen die Frankfurter Gestalter:innen eine Schlüsselrolle bei der Verwirklichung ihrer Vision von der grundsätzlichen Harmonie der Wohnsituation. Ihr Anliegen war es, auch bei den kleinen Dingen des täglichen Lebens einen möglichst hohen Komfort zu vergleichsweise geringen Kosten bieten zu können.

Deswegen setzten May und sein Stab auf die Standardisierung von in den Wohneinheiten wiederkehrenden Bauteilen.

legte bald auch eine größere Auswahl von Rastertapeten vor, „welche besondere Rücksicht auf den kleinen Raum nehmen“, wie Hans Leistikow betonte. Die Rastertapete setzte sich schließlich durch, fand 1930 als „Billige Bauhaus-Tapete“ der Gebrüder Rasch aus Hannover Eingang in das Frankfurter Register und wurde auch vom Bauhaus

eingesetzt. Für die in Stuttgart erscheinende *Deutsche Tapetenzeitung* (DTZ) wurde sie schon 1925 zum „Wandbildungselement“.

In Berlin hatte sich der Architekt Bruno Taut nach seiner Rückkehr aus Magdeburg als Stadtplaner der Berliner Großsiedlungen, z.B. der Hufeisensiedlung in Britz oder der Siedlung „Onkel Toms Hütte“ in Zehlendorf, etabliert. Ihm hatte sich die Frage nach dem Einsatz von Farben zunächst bei der Gestaltung von Fassaden und Fassadenelementen gestellt. Die kräftigen Farben setzte er später auch in Innenräumen ein, konnte aber die Bewohner:innen mit seinem Farbkonzept nicht überzeugen, da es ihnen nur geringe individuelle Gestaltungsfreiheit erlaubte. Die Tapete tauchte in Tauts Siedlungen zu diesem frühen Zeitpunkt nicht auf.

Die Direktoren des Bauhauses, Walter Gropius und Hannes Meyer, lehnten noch 1928 die Tapete ab, bis Emil Rasch, Tapetenfabrikant aus Hannover, aus Sorge um seine Ge-



Prospekt „Bauhaus Weimar May. Die 3 führenden Marken Tapeten“, 1936 (Abb: Rasch-Archiv, Bramsche)

Im Rahmen der *Frankfurter Norm* wurden Tür- und Fensterbeschläge als gestalterisch passend ausgewiesen und bei Anschaffung mit bedeutenden Preisnachlässen versehen. Außerdem tauchten die Beschläge als von der *Frankfurter Norm* empfohlene Konsumgüter im *Frankfurter Register* auf. In dieser Beilage der Zeitschrift *Das Neue Frankfurt* konnten die funktional designten Alltagsgegenstände für ihre Zeit sehr effektiv vermarktet und beworben werden.

Diese Umstände führten zur massiven Verbreitung des *Frankfurter Normgriffs*, nicht nur in den neuen Frankfurter Siedlungen, sondern auch in anderen Metropolen wie Berlin oder Wien.

Verantwortlich für den *Frankfurter Normgriff* ist der Architekt Ferdinand Kramer, der als enger Mitarbeiter Ernst Mays an der Ausgestaltung des Neuen Frankfurt umfassend beteiligt war. Von 1925 bis 1930 arbeitete Kramer in der Abteilung für Typisierung des städtischen Hochbauamtes. Die Türklinke, die auch als *Frankfurter Modell* bekannt ist, wurde 1925 von Kramer für die Firma Ernst Schönau entworfen, die damit umgehend in Massenproduktion ging.

Auf den ersten Blick ist leicht erkennbar, dass beim Design des *Frankfurter Modells* ein hoher Anspruch an die Klarheit der Formsprache besteht. Dabei sind Gestalt und Funktion streng aufeinander abgestimmt und kaum besser vereinbar. Die einfache Handhabung ist auch (und besonders!) durch die möglichst schlichte Formgebung garantiert. Dabei führt der Verzicht auf jedwedes Ornament eben nicht zu trauriger Schmucklosigkeit, sondern im Gegenteil zu einer bis dato unbekanntem Art von genügsamer Eleganz.

Der Autor

Bastian Strobel ist Magister der Philosophie und Kunstgeschichte der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität und schreibt für JCB Exklusive Beschläge.



schäftsbasis mit dem Angebot überzeugte, vollumfänglich das Risiko der Einführung zu übernehmen. Schon 1929 brachte Rasch die erste Bauhauskollektion im „Blauen Bauhausbuch“ mit 14 Mustern auf 144 Seiten heraus. Bis heute wurde die Bauhaustapete als echtes Industrieprodukt zum größten kommerziellen Erfolg der Kunstschule.

„Die Bezeichnung ‚Bauhaus-Tapete‘ hat im Kampf gegen den Wandanstrich, gegen die tapetenfeindliche Grundeinstellung moderner Architekten geradezu Wunder gewirkt“, kommentierte die DTZ diesmal, als die erste Kollektion im September 1929 auf den Markt kam. Ab 1932 trennte Rasch – dem Zeitgeschmack folgend – die Werbung für die Bauhauskollektion von einer neu aufgelegten Muster-sammlung nach Entwürfen der Textildesignerin Maria May mit zunächst zarten floralen Mustern. Mit dem aufkommenden Nationalsozialismus entstand ab 1934 eine dritte, die „Weimar-Kollektion“, die keine Rücksicht auf die gestalterischen Konzepte des Bauhauses mehr nahm.

Der Autor

Dr. Peter Paul Schepp ist Materialwissenschaftler und Stellvertretender Vorsitzender des Vorstands der emg (Foto: Matzak)



Zum Weiterlesen

Max Kolpe, Hans Leistikow, in: *Gebrauchsgrafik*, H. 10, 1929, S.23-31.

Museumsquartier der Stadt Osnabrück, Tapetenfabrik Gebr. Rasch GmbH & Co. KG (Hrsg.): *Bauhaustapete – neu aufgerollt*. Osnabrück 2019.

Heinrich Olligs, *Tapeten. Tapeten-Geschichte*, Bd. 1-2. Braunschweig 1970.

Tapetenfabrik Gebr. Rasch GmbH & Co, Stiftung Bauhaus Dessau (Hrsg.), *Bauhaustapete. Reklame & Erfolg einer Marke*. Köln 1995.

Die Kieselsockel in Praunheim – Eine getreue Wiederherstellung mit Pebbledash

Von Elmar Lixenfeld, Frankfurt am Main

Einige Jahre ist es her, dass wir „Siedler“ wurden. Wir hatten die Suche nach einem Haus auf das Neue Frankfurt spezialisiert; schon zwei Wochen später entschieden wir uns im 2. Bauabschnitt West der Siedlung Praunheim für den Typ VIP und traten dem Siedlerverein bei. Die römische Sechs steht für den zweigeschossigen Grundrisstyp mit Garten nach Süden, das P für Platte. Um Gottes Willen, fragten die Freundinnen, ihr zieht in einen Plattenbau? Die Reihenhäuser gehören immerhin zu den ältesten seriellen Betonfertig-häusern: Das fanden wir gut.

Die Tafelbauweise (vulgo Platte) unseres Hauses ist eigentlich völlig unauffällig, nicht bloß, weil die Fassade und die Rückfront (wie der Nachbar zu sagen pflegt) erst später mit Eternit verschindelt worden war. Denn ganz so fix entstanden die Häuser der anderen Bauabschnitte nicht – dort wurden die Mauern in Backstein ausgeführt. Einerlei ob Bimsbeton-

platte oder Backstein – die Brüstungshöhe und Maße von Fenstern und Türöffnungen sind identisch. Die gesamte Planung der Grundrisstypen wie auch der Fassadenrhythmus waren besonders ausgefeilt, um Ästhetik und Konstruktion der Architektur mit den rationellen Varianten der vorgefertigten Bimsbetonmodule in Einklang zu bringen. Kurz gesagt, die ganze Siedlung war in Beton gedacht.



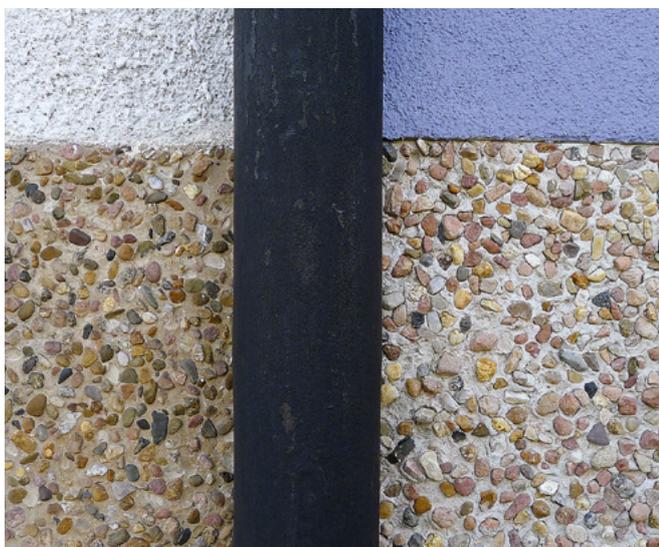
Kieselwaschputz, Bruchstück, Stärke 3 cm, Siedlung Praunheim, 1927/28 (Foto: Elmar Lixenfeld)

Irgendwann stand die längst überfällige Sanierung von Fenstern und Fassaden an. Dämmen oder nicht? Anspruchsvoller Nachbau der ursprünglichen Fensterprofile in Holz oder zeitgemäße Kunststofflösung? Kreativer Feinputz oder farbig mal was ganz anderes (wie die Nachbarin zu sagen pflegt)? Gestalterisch jedenfalls fiel uns einfach nichts ein. Schließlich orientierten wir uns an dem ursprünglichen Aussehen, denn jemand hatte schon einmal gründlich darüber nachgedacht.

Für Fenster und Tür wiesen wir unserem Fensterbauer das rechte Nachbarhaus als Vorbild. Am linken Haus ließ sich der Verputz vorsichtig an den Rändern abkratzen, so dass das matte Blau des ersten Mineralputzes erkennbar wurde. Und beide Sockelzonen, links und rechts, bewahrten ungeschönt und erstaunlich gut erhalten die 90 Jahre alte Kieseloberfläche. Unsere Sockelzone hingegen war nach der Befreiung von den sekundären gelben Klinkern freilich ruiniert.

Ein drei Zentimeter dicker Kieselwaschputz wie beim Original ließ sich nicht aufbringen, da wir auf Dämmung, die einen Versprung hätte ausgleichen können, verzichten (die Warmhaltewerte des offenporigen Betons aus rheinischem Bimskies empfinden wir als ausreichend). Und welche Fassadenfirma hätte heute Kieselwaschputz im Portfolio? Der Baumarkt hält im Angebot für die Steinwüsten deutscher Vorgärten Zierkies Bunt-Weser, Größe 8/16, bereit. Wenn wir etwas schwarzen Marmorkies gleicher Körnung untermischen würden, käme das der Textur und dem Kolorit der Nachbarsockel verblüffend nahe. Aber wie kommen die Steinchen bloß an die Wand?

Eine Englandreise stand bevor, und während der Recherche stolperte ich über ein seltsames Youtube-Tutorial: How to pebble dash – oder so ähnlich. Als Oberflächenbehandlung von Mauerwerk ist es in Großbritannien bis heute eine weit verbreitete Technik, Kieselsteinchen oder Split mit Schaufeln oder Händen in den noch feuchten Putz zu werfen. Diese robuste Methode hat ihren Ursprung wohl im ländlichen Raum und verbreitete sich ab den 1920er Jahren (sehr interessant!) mehr und mehr auf Wohnbauten. Materialikonografisch verwandt sind die Dekorationen von Grotten im Barock oder postromantische Fassadengestaltungen wie beispielsweise auf dem Forellengut von 1894 im Wald bei Oberursel. Wie auch immer – wir überredeten unseren Verputzer, einen Versuch zu wagen. Das Ergebnis ist sehr zufriedenstellend, auch wenn die Patina fehlt. Die Praunheimer Sockel geben gewissermaßen den Blick auf die Grundidee der Betonkonstruktion frei. Der Kieselwaschputz



Kieselwaschputz, 1927/1928 (links) und Pebbledash, 2017 (rechts)
(Foto: Elmar Lixenfeld)



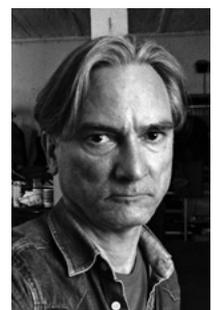
Pebble dashing: Bewurf des frischen Putzes mit Kieselsteinchen
(Foto: Elmar Lixenfeld)

wirkt wie eine ästhetische Vorbereitung auf künftiges Bauen mit Waschbeton. Die Großbaustelle galt als „Versuchssiedlung Praunheim“, in der sämtliche Belange des Massenvohnungsbaus erforscht wurden – Wohnbedürfnisse, Verkehrserschließung und Stadtplanung gleichermaßen wie Typisierung, standardisierte Herstellung und Vorfertigung von Bauteilen aller Art. Da spielt der Beton, explizit das „Frankfurter Montageverfahren“, eine wesentliche Rolle, auch wenn er sich erst später so richtig entfalten sollte. Kein ganz abwegiger Gedanke, wie die Entwicklung der Großwohnsiedlungen und die Popularität des Waschbetons ab den 1960er Jahren zeigt – vertreten auch durch Ernst May.

So verstehen wir unsere Operation mit Pebbledash als bescheidene Würdigung der Avantgarde in Frankfurt.

Der Autor

Elmar Lixenfeld betreibt nach seinem Diplom an der HfG Offenbach seit 1989 ein eigenes Büro für Gestaltung (www.duodez.de) und arbeitet in den Bereichen Buchgestaltung, Typografie, Zeichnung, Fotografie, Plastik, Schriftentwurf.



Zum Weiterlesen

Karin Zogmayer (Hg.), Margarete Schütte-Lihotzky. Warum ich Architektin wurde, Salzburg/Wien 2004.

„Das Neue Frankfurt ist ein Geniestreich seiner Zeit“

Boris Rhein im Gespräch mit Philipp Sturm und Christina Treutlein

Der hessische Ministerpräsident spricht im *maybrief* über das Neue Frankfurt, seine Jugend in einer May-Siedlung, den Traumberuf Architekt und die Herausforderungen an den Städtebau im 21. Jahrhundert

maybrief: Sie sind seit Mai dieses Jahres Ministerpräsident des Landes Hessen – in Wiesbaden. Sie leben aber in Frankfurt am Main und wurden hier geboren und sozialisiert. Genauer: in einem Haus des Neuen Frankfurt. Welche Erinnerungen haben Sie an dieses Haus und wie haben sie das Aufwachsen darin in den 1970er und 1980er Jahren wahrgenommen?

Boris Rhein: Erst einmal empfand ich es als großes Glück, in einem Einfamilienhaus mit kleinem Garten zu wohnen, das unserer fünfköpfigen Familie ein schönes Zuhause war. Als Kind nimmt man vieles als selbstverständlich hin, aber es war rückblickend schon ein funktional geplantes, praktisches Haus mit einem interessanten Raumkonzept. Allerdings war es auch ein Reihenhaus, das von der Stange mit industriell vorgefertigten Teilen kam. Da waren die Wände zu den Nachbarn links und rechts nicht sonderlich dick. Ich erinnere mich noch, wie es meiner Mutter unangenehm war, wenn wir am Abendbrotisch politische Diskussionen

führten, bei denen es schon einmal sehr laut zugehen konnte. Daran konnten die Nachbarn nicht selten teilhaben. Bei der Bauweise war das unausweichlich.

maybrief: Wie kam es dazu, dass sich Ihre Eltern – die Mutter Lehrerin, der Vater Stadtrat für Schule und Sport – für ein Haus aus der Zeit des Neuen Frankfurt entschieden haben?

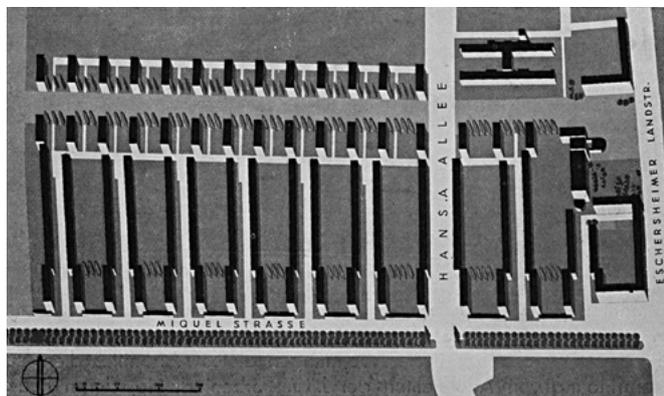
Boris Rhein: Es waren keine anderen Gründe als die, die die ersten Bewohner des Hauses in den 1930er Jahren umgetrieben haben müssen: Das Haus befand sich in der Carl-von-Weinberg-Siedlung, also etwas außerhalb des Stadtzentrums, aber dennoch nah dran, mit guten Straßen-, Bus- und Bahnverbindungen, und vor allem mit viel Grün drumherum.

maybrief: Wie das mayhaus in der Römerstadt, das Sie vor ein paar Jahren als Wissenschaftsminister besucht haben, wurde auch das Haus Ihrer Jugend von dem Architekten Carl-Hermann Rudloff entworfen. Gab es einen Déjà-vu-Moment?

Boris Rhein: Den gab es! Es war dieselbe Bauweise – man hatte damals ja ganz modern auf eine industrialisierte Bauweise mit vorgefertigten Bauteilen zurückgegriffen –, eine ganz ähnliche Raumaufteilung, sehr funktional, wie ich immer noch finde, schlicht und ohne unnötigen Firlefanz. Ich erinnere mich an die Treppe ins Obergeschoss, die Fenster, die Heizkörper – das war schon alles sehr ähnlich.

maybrief: Wie erinnern Sie sich an die soziale Struktur der Siedlung in den 1970er und 1980er Jahren? Geplant wurde diese in den 1920er Jahren für die Angestellten der damaligen I.G. Farben.

Boris Rhein: Die Weinberg-Siedlung war ein sozial durchmischtes Gebiet mit vielen Mietwohnungen und einigen Reihenhäusern. In meiner Erinnerung gab es ein gutes Miteinander aller Bewohner, wozu sicherlich auch die Kon-



Lageplan der Siedlung Miquelallee (heute: Carl-von-Weinberg-Siedlung), 1930 (Abb.: Das Neue Frankfurt 4/5, 1930)



zeption mit großzügigen Grünflächen zwischen den Wohnzeilen beigetragen hat, die allen Bewohnern zur Verfügung standen. Allgemein halte ich das Neue Frankfurt für einen Geniestreich seiner Zeit: Es hat die Ansätze der Gartenstadtbewegung mit den Zielen des Neuen Bauens verknüpft, innerhalb kürzester Zeit die Wohnungsnot beseitigt und grünen, bezahlbaren Wohnraum für alle geschaffen.

maybrief: In Ihrer Jugend war Architekt Ihr Traumberuf. Sie haben dann aber Jura studiert und sind heute Politiker. Welche Bauten oder welche Architekten lösten das Interesse an Architektur bei Ihnen damals aus?

Boris Rhein: Zunächst einmal mein ganz direktes Umfeld: Als ich angefangen habe, mich etwas tiefergehend mit unserem Haus des Neuen Frankfurt zu beschäftigen, fand ich den Grundriss und viele Details des Hauses sehr praktisch, durchdacht und für das alltägliche Leben geplant. Auch die Ausrichtung der Häuser mit ihren dazwischenliegenden Grünflächen trug viel zur Entspannung im Zusammenleben mit unseren Nachbarn bei, insbesondere mit denen, die keinen eigenen Garten hatten. Gute Architektur ist prägend für angenehme Lebensräume – das habe ich hier früh buchstäblich am eigenen Leib erfahren. Darüber hinaus haben mich immer die ästhetischen Ergeb-

nisse architektonischer Fantasie beeindruckt. Am Museumsufer in Frankfurt stehen beispielsweise mit dem Museum Angewandte Kunst von Richard Meier oder dem Architekturmuseum als „Haus im Haus“ von Oswald Mathias Ungers großartige Bauten.

maybrief: Gab und gibt es auch eine Faszination für das Neue Frankfurt oder das Bauhaus?

Boris Rhein: Aber ja. Persönlich schon allein deshalb, weil ich, wie gesagt, in einer Ernst-May-Siedlung aufgewachsen bin, die architektonische Konzeption dieser Häuser also täglich erleben konnte. Darüber hinaus faszinierten mich schon früh andere Gebäude des Neuen Frankfurt wie etwa die Großmarkthalle von Martin Elsaesser mit ihrem Tonnengewölbe, von den Frankfurtern liebevoll „Gemieskerch“ genannt. Als sie gebaut wurde, war sie das größte Gebäude der Stadt. Von Elsaesser stammt zum Beispiel auch die achteckige Gustav-Adolf-Kirche im Frankfurter Stadtteil Niederursel, ein Kleinod der Neuen Sachlichkeit von zeitloser Schönheit. Auch das Bauhaus hat mich mit seiner formalen Reduktion auf eine elementare Geometrie und der Standardisierung angezogen. In dieser Hinsicht ist es den Bauten des Neuen Frankfurt sehr ähnlich. In gewisser Weise strahlt der Einfluss des Bauhauses bis heute auf viele modernistische Strömungen und Bauten aus.

maybrief: Welche Felder der Architektur hätten Sie interessiert? Wohnungsbau, Sozialbauten, Verwaltungsgebäude, Landschaftsarchitektur oder Städtebau?

Boris Rhein: In erster Linie wären dies Wohnungs- und Städtebau gewesen. Aber wie es so oft ist: Wahrscheinlich hätte ich mit zunehmender Beschäftigung im Studium auch Begeisterung für andere Fachgebiete entwickelt, die sich mir vielleicht nicht auf den ersten Blick erschlossen haben.

maybrief: Welche Architekten der 1920er Jahre besitzen in Ihren Augen in der heutigen Lebensrealität noch Vorbildcharakter?

Boris Rhein: Als allererstes fällt mir natürlich Ernst May ein mit seinen Siedlungskonzepten für bezahlbaren Wohnraum. Man muss sich vor Augen halten, vor welche sozialen und auch hygienischen Herausforderungen der starke Bevölkerungszuwachs in den Städten die Planer damals stellte. Wie Ernst May industrialisiertes Bauen mit optimierten Funktionen so umsetzte, dass keine Trabantenmonster entstanden, sondern eine grüne Stadtlandschaft, eine Verflechtung von Wohn- und Naturraum, das ist einzigartig und bis heute vorbildlich. Wir stehen vor ähnlichen Herausforderungen und können uns da viel abschauen.

Mich hat immer auch Margarete Schütte-Lihotzky fasziniert, die Erfinderin der „Frankfurter Küche“: Sie hat ganz akribisch und wissenschaftlich die Bewegungsabläufe der – damals – Hausfrau analysiert, um „Griff- und Schritt-Ersparnis“ zu ermöglichen. Das klingt ein bisschen nach Fließband, hat aber den Arbeitsalltag in der Küche wirklich erleichtert – und ist wiederum für heutige Notwendigkeiten zum Energie- und Platzsparen vorbildlich. Wenn Sie so wollen, sind Ernst May, Margarete Schütte-Lihotzky und viele ihrer Zeitgenossen Vorläufer von heutigen Ideen wie den Tiny Houses. Überdies faszinieren mich bis heute Gebäude und Möbel von Mies van der Rohe, Richard Neutra oder Charles Eames.

maybrief: Architektur ist nicht unpolitisch. Wie in den 1920er Jahren herrscht heute in den wachsenden Großstädten Wohnraumangel. Durch Inflation wird das Geld knapper, Arbeitskräfte und Baumaterial ebenso, von den Flächen, die noch bebaut werden können, ganz zu schweigen. Was kann der Regierungschef einer schwarz-grünen Koalition tun, um Wohnungsbau bzw. Stadterweiterungen in Ballungsräumen zu fördern und zu ermöglichen?

Boris Rhein: Die Schaffung von mehr bezahlbarem Wohnraum insbesondere in Ballungsräumen wie der Metropolregion Frankfurt/Rhein-Main ist ein Schwerpunkt der hessischen Wohnungspolitik. Hier haben wir mit der 2019 ins Leben gerufenen Landesinitiative „Großer Frankfurter Bogen“ ein einmaliges Programm geschaffen, um Wohnungsbau mit der Verkehrswende zu verbinden: Alle Kommunen

um Frankfurt herum, von denen man mit den öffentlichen Verkehrsmitteln innerhalb von 30 Minuten am Frankfurter Hauptbahnhof ist, können teilnehmen. Entlang der bestehenden Schienenwege können Flächen für neue Wohnquartiere in Ergänzung zur Landes- und Regionalplanung ausgewiesen werden. Dabei sind auch Sozialwohnungen Teil des Programms: Mehr als 80 Prozent der vom Land aktuell geförderten neuen Sozialwohnungen in Hessen werden in den Partnerkommunen des „Großen Frankfurter Bogens“ entstehen.

Darüber hinaus verknüpft der „Große Frankfurter Bogen“ die Schaffung von bezahlbarem Wohnraum mit Zukunftsfragen im Wohnungsbau und im Zusammenleben, die in der Zukunftswerkstatt diskutiert werden. Dabei geht es darum, was die Region ausmacht, wie das Wohnen und Leben in dieser künftig aussehen soll, und wie nicht nur mehr, sondern auch gut gebaut werden kann.

maybrief: Ludwig Landmann und Ernst May projektierten handstreichartig mehr als zehn neue Siedlungen um Frankfurts Kernstadt herum, so entstanden innerhalb von nur fünf Jahren beinahe 12.000 Wohnungen. Die Häuser waren schneller fertig als die Baubescheide. Heute leben wir in einer anderen Zeit: Klima- und Umweltfragen müssen berücksichtigt werden, die Bevölkerung besitzt über demokratische Prozesse mehr Mitspracherecht, und auch die Umlandregion muss gehört werden. Alles richtig. Sehen Sie trotzdem Möglichkeiten, Überregulierungen abzubauen und Prozesse zu beschleunigen? Falls ja, wie setzen Sie sich konkret dafür ein?

Boris Rhein: In den letzten Jahren gab es verschiedene Anpassungen der Hessischen Bauordnung mit dem Ziel, Genehmigungsprozesse zu beschleunigen und weitere Erleichterungen zu schaffen. So wurde 2018 beispielsweise die Möglichkeit geschaffen, Bauanträge digital zu stellen und dabei gleich alle relevanten Fachstellen zu beteiligen. Außerdem wurde der Katalog baugenehmigungsfreier Vorhaben erweitert. Mit der letzten Änderung im Jahr 2020 haben wir die Typengenehmigung eingeführt, mit der das serielle Bauen und die Möglichkeit der Verwendung modularer Bauweisen gestärkt wurden. Diese wiederum ist ein Eckpfeiler bei der beschleunigten Umsetzung von zukünftigen Wohnungsbauprojekten.

Außerdem hat Hessen im Mai als erstes Flächenland das Baulandmobilisierungsgesetz umgesetzt und Kommunen mit angespannten Wohnungsmärkten die Möglichkeit eröffnet, die Schaffung von Wohneigentum vorab zu genehmigen. Auf diese Weise sollen Mieterinnen und Mieter besser vor der Verdrängung durch die Umwandlung von Miet- in Eigentumswohnungen geschützt werden. Schließlich

bringen wir uns als Land Hessen auch immer wieder über Bundesratsinitiativen oder beispielsweise eine Beteiligung an Maßnahmen des Bundesbauministeriums ein, um auch an den Stellschrauben auf Bundesebene mitzudrehen.

maybrief: Die Stadt Frankfurt hat sich mit den Siedlungen Römerstadt und Höhenblick sowie dem diese verbindenden Niddatal für das Weltkulturerbe der UNESCO beworben. Das Land Hessen geht also mit dem keltischen Glauberg und dem Neuen Frankfurt ins Rennen. Wir fragen jetzt nicht, für welches Projekt Ihr Herz mehr schlägt. Aber: Wie erträumen Sie sich die Zukunft der Siedlungen des Neuen Frankfurt, durch die Sie irgendwann als Ministerpräsident a.D. spazieren möchten?

Boris Rhein: Nun hoffe ich natürlich, dass es noch lang hin ist, bis ich als Ministerpräsident a.D. durch die Siedlungen des Neuen Frankfurt spaziere. Dann sind die par-

kenden Autos an den Straßenrändern – vielleicht bis auf ein paar wundervolle Oldtimer – verschwunden, fahrerlose Kleinbusse, vielleicht sogar Schwebetaxis, holen Menschen vor der Tür ihrer rundum energetisch sanierten Häuser ab, wenn sie arbeiten, einkaufen oder ins Theater gehen wollen. Einige arbeiten im Home Office und pflegen in der Mittagspause ihren Garten. Es gibt eine lebendige Gemeinschaft in den Siedlungen, mit einer intakten Nahversorgung, sozialen Treffpunkten und vielen Kontakten zwischen allen Bewohnern, jung und alt. Und natürlich sind da auch die Touristen aus aller Welt, die kommen, um sich das UNESCO-Weltkulturerbe Neues Frankfurt anzuschauen.

maybrief: Herr Rhein, wir danken Ihnen für das Gespräch.

Anzeige



Frankfurter
Sparkasse

1822

Miteinander.
Füreinander.

Jetzt Jubiläums-
Aktionen entdecken!



www.frankfurter-sparkasse.de/200jahre





Lieblingsfoto der Redaktion

Während seiner Zeit in der Sowjetunion reiste Ernst May häufig durch den riesigen Vielvölkerstaat um die Baustellen seiner geplanten Standardstädte zu überwachen, aber auch, um Bauten anderer Architekten zu besuchen. Vermutlich 1931 besuchte er Charkiw, zwischen 1918 und 1934 die Hauptstadt der Ukrainischen Sozialistischen Sowjetrepublik. Am Dserschinskiplatz (heute: Majdan Swobodi) entstand gerade das gesellschaftliche und politische Zentrum der noch jungen Sowjetrepublik. Das zentrale Gebäude des gesamten Ensembles ist das zwischen 1925 und 1935 errichtete „Haus der Industrie“ (Derschprom) von Sergei Serafimow, Mark Felger und Samuil Krawez. Der geschwungene konstruktivistische Gebäudekomplex ist ohne Antenne 68 Meter hoch und besteht aus drei Blöcken, die durch Brückenübergänge verbunden sind. May war es unmöglich, das damals größte Bauprojekt der Sowjetunion und ganz Europas mit seiner Stereokamera aufzunehmen. Rechts im Bild ist das Baugerüst des „Hauses der Genossenschaften“ (1929-34, Alexander Dmitrijew und Oskar Munz) zu sehen.

1941 trotzte das Gebäude den deutschen Streitkräften und überstand nahezu unbeschadet den Zweiten Weltkrieg. Seit 2018 ist das Gebäude ein Denkmal von nationaler Bedeutung und Kandidat für das UNESCO-Welterbe. (ps)

(Foto: Ernst May, DAM 160-914-200/35)

Schöner Wohnen im Roten Wien

Von Werner T. Bauer und Lilli Bauer, Wien

1922 beschließt die Gemeinde Wien ein Punktesystem, um ihre Wohnungen gerecht und transparent zu vergeben. 1923 folgt das erste Wohnbauprogramm, 1927 ein zweites. Insgesamt werden im Roten Wien knapp 65.000 Arbeiterwohnungen errichtet. Das Museum im Waschsalon Karl-Marx-Hof nimmt diese beiden Jubiläen zum Anlass, einen Blick in die neuen, „gesunden Volkswohnungen“ zu werfen

Um 1900 lebt die Mehrheit der Wiener Bevölkerung auf Zimmer und Küche. Nur etwa zwei Prozent aller Wohnungen verfügen über ein Vorzimmer, bei über 90 Prozent befinden sich Toilette und Wasserleitung auf dem Gang. Gerade einmal 14 Prozent haben Gas eingeleitet, sieben Prozent elektrisches Licht. In diesen Kleinstwohnungen leben in der Regel sechs oder mehr Bewohner:innen, in über einem Viertel der Haushalte auch Untermieter und sogenannte Bettgeher (Schlafgänger).

Die neue Arbeiterwohnung

Bei den Gemeinderatswahlen vom 4. Mai 1919, den ersten Wahlen nach dem allgemeinen und gleichen Wahlrecht für Männer und Frauen, erreicht die Sozialdemokratische Arbeiterpartei (SDAP) eine absolute Mehrheit. Es ist die Geburtsstunde des „Roten Wien“. Zur Finanzierung der ambitionierten Wohnbaupläne wird 1923 eine zweckgebundene Wohnbausteuer eingeführt. Diese ist derart gestaffelt, dass die teuersten 0,5 Prozent der Wohnungen knapp die Hälfte der Steuereinnahmen erbringen. Im selben Jahr beschließt der Wiener Gemeinderat ein erstes Wohnbauprogramm,

das die Errichtung von 25.000 Wohnungen innerhalb von fünf Jahren vorsieht. Das Stadtbauamt arbeitet Planungsrichtlinien für die neue Arbeiterwohnung aus: „Sie besteht im Schnitt aus einem großen Zimmer, Küche und Kabinett. Alle Zimmer haben Tageslicht, und damit die Küche als Wohnküche genutzt werden kann, ist eine Spülküche so eingebaut, daß unangenehme Aufgaben am Herd aus dem Wohnraum in die Küche verbannt werden.“ Alle Wohnungen verfügen nun über Aborte mit Wasserspülung, in den Küchen sind Gasherde und Wasserausläufe montiert, in sämtliche Räume ist elektrischer Strom eingeleitet. Badezimmer, Aufzüge und Zentralheizung bleiben jedoch ein Wunschgedanke.

Der Gemeinde-Wien-Typ

Zu Beginn werden im Wesentlichen zwei Wohnungstypen errichtet: Drei Viertel der Wohnungen messen etwa 38 Quadratmeter und bestehen nur aus Zimmer und Küche. Das restliche Viertel weist 48 Quadratmeter auf und besitzt außer dem Zimmer noch eine Schlafkammer. Im Rahmen des Internationalen Städtebaukongresses, der 1926 in Wien stattfindet, hagelt es unerwartete Kritik. „Die in Wien ausgeführten Wohnungsgrößen wurden von Besuchern aus den reicheren, westlichen Staaten häufig als auffallend klein empfunden“, gesteht der Sekretär des Städtebundes Karl Honay. Beginnend mit dem zweiten Wohnbauprogramm plant die Stadt deshalb ab 1927 größere Wohneinheiten mit bis zu 57 Quadratmetern Wohnfläche. Die Lebensbereiche „Wohnen“ und „Kochen“ werden zunehmend getrennt.

Wohn- oder Kochküche?

„Kein Raum der gesamten Wohnung hat in den letzten Jahrzehnten eine so vollständige Veränderung erfahren, wie die Küche; das ist begreiflich, ist sie doch am meisten mit der Technik verknüpft“, schreibt George Karau vom Ver-



Mutter mit Tochter vor dem Lavoir, 1932 (Foto: Zvacek, Österreichische Nationalbibliothek)

band für Siedlungs- und Kleingartenwesen. Und kein anderer Raum ist derart umstritten, die Architektenschaft in zwei Gruppen gespalten. „Die eine sagt, die Küche gehört nur zum Kochen [...]. Die andere hingegen kommt der Eigenart des Wiener arbeitenden Menschen entgegen, der sich tagsüber, soweit er Zeit hat, in der Küche aufhält“, so Stadtbaurat Gustav A. Fuchs.

Margarete Lihotzkys Küchennische

1922 entwirft Margarete Lihotzky für den Siedlungsverband eine „Küchennische oder Spülküche“. Diese misst nur etwa drei Quadratmeter und ist durch einen Vorhang vom Wohnbereich abgetrennt. Auf kleinstem Raum finden sich ein Kasteneinbau mit Schubladen, ein Abwaschbecken, eine Badewanne mit abhebbarer Holzdeckel, der zugleich als Küchentisch dient, eine Kochkiste, eine Mistkiste, ein Klappstockerl und ein Bügelladen. Wanne und Abwasch „sind in einem Stücke aus Beton gegossen“. „Das Taylorsystem, bisher nur in der Industrie angewandt, wird hier in glücklicher Weise auf den Haushalt übertragen“, urteilt der Publizist Max Ermers über diese Optimierung der Arbeitsabläufe. Im großen Stil umgesetzt wird dieser Entwurf freilich nicht: Margarete Lihotzky folgt dem Ruf Ernst Mays nach Frankfurt, ihre Küchennische dient vielen folgenden Entwürfen als Vorbild.

Das Wohnzimmer – Klassenkampf im Proletarierheim

Mit den größeren Grundrissen hält das bürgerliche Wohnzimmer Einzug in die Arbeiterwohnung. 1924 beklagt der Wiener Architekt Franz Schuster in der Arbeiter-Zeitung all den „überflüssigen Trödel und Krimskrams, wie wir ihn in der Wohnung heute fast noch überall finden. Weg mit den Spitzenvorhängen, weg mit den hohen geschnitzten Schränken und Kasten“. Tatsache ist allerdings, dass sich viele Arbeiterfamilien „den Luxus der Einfachheit“ gar nicht leisten können und, wie die Journalistin Marianne Pollak 1930 feststellt, „auf die Dutzendware, das Serienstück, die Zimmergarnitur“ angewiesen sind. Denn beim „einfachen Möbel“, so Franz Schuster 1932, müssten „Material und Arbeit besser sein“ als beim verzierten Möbel, bei dem Mängel „durch Zierat verdeckt werden“ könnten.

Wohnen lernen

Wohnen will gelernt sein. Das Rote Wien organisiert deshalb regelmäßig Ausstellungen zur „Hebung der Wohnkultur“. Vereinzelt können auch Musterwohnungen in fertiggestellten Wohnhäusern besichtigt werden. Regelrecht überrannt wird „das Haus mit den eingebauten Möbeln“ des Architekten Anton Brenner in der Rauchfangkehrergasse. Brenners Wohnung weist eine Reihe von Neuerungen auf. Einbauschränke ersetzen als Raumteiler die Trenn-



Interieur 1928, koloriert

(Foto: Gerlach, Wiener Stadt- und Landesarchiv)

wand zwischen Wohn- und Schlafzimmer. Platzsparende Klappbetten für die Kinder komplettieren die bestens durchdachte Einrichtung. In Serie geht das „gelungene Einbaumöbelhaus“ jedoch nicht. Auch Anton Brenner verlässt Wien in Richtung Frankfurt.

Die Autor:innen

Lilli Bauer arbeitete als freie Journalistin und Autorin für Hörfunk und Print, seit 2000 ist sie für die Wiener Sozialdemokratie tätig. Werner T.

Bauer ist Kulturanthropologe und Orientalist und veröffentlichte mehrere Dokumentarfilme und zahlreiche wissenschaftliche Artikel. Gemeinsam leiten und kuratieren sie seit 2010 den Waschsalon Karl-Marx-Hof. (Foto: Manuel Domnanovich)



Zum Weiterlesen

Eve Blau: Rotes Wien. Architektur 1919-1934, Basel 2014.

Werner Michael Schwarz, Georg Spitaler, Elke Wikidal (Hrsg.): Das Rote Wien 1919-1934, Basel 2019.

Das Rote Wien im Waschsalon Karl-Marx-Hof; Die Dauerausstellung bietet einen Überblick über die Geschichte des Roten Wien, den kommunalen Wohnbau, die Bildungs- und Kulturarbeit sowie die Fest- und Feierkultur der Wiener Arbeiterbewegung. Die Sonderausstellung „Schöner Wohnen im Roten Wien“ ist bis 17. Dezember 2023 zu sehen. www.dasrotewien-waschsalon.at

Eröffnung des Margarete Schütte-Lihotzky Zentrums



Nach einer rund einjährigen, intensiven Sanierungs- und Rekonstruktionsphase wurde die Wohnung der bedeutenden österreichischen Architektin Margarete Schütte-Lihotzky am 21. September 2022 als Ausstellungsraum in der Franzensgasse 16 in Wien offiziell eröffnet. Der Ort soll, neben seiner Funktion als Schauraum, ein Zentrum für die Forschung zur Geschichte österreichischer Architektinnen werden. Weitere Informationen zum Margarete Schütte-Lihotzky Zentrum finden Sie auf der Webseite www.schuette-lihotzky.at (Chiara Desbordes, Wien)

*Margarete Schütte-Lihotzky Zentrum, 2022
(Foto: Bettina Frenzel)*

Heinrich Tessenow- Ausstellung in Dresden

Im Stadtmuseum Dresden wurde Ende November die Sonderausstellung „Heinrich Tessenow. Architektur und Möbel“ eröffnet. Den Architekten Tessenow verbindet man zunächst vor allem mit der Gartenstadt Hellerau, für die er das bekannte Festspielhaus und Wohnhäuser entwarf. Dass sein Œuvre viel breiter ist, zeigt diese Ausstellung. Mit Modellen, Zeichnungen, Fotografien, Frottagen und erstmals auch einer Präsentation von zahlreichen Möbeln wird ein umfassender Blick auf das Gesamtwerk Tessenows geworfen. Medienstationen ergänzen die Präsentation. Die Ausstellung ist bis zum 29. Mai 2023 im Stadtmuseum Dresden zu sehen. (ct)

*Festspielhaus Hellerau, ca. 1912 (Foto: Landesamt für
Denkmalpflege Sachsen, Dresden)*



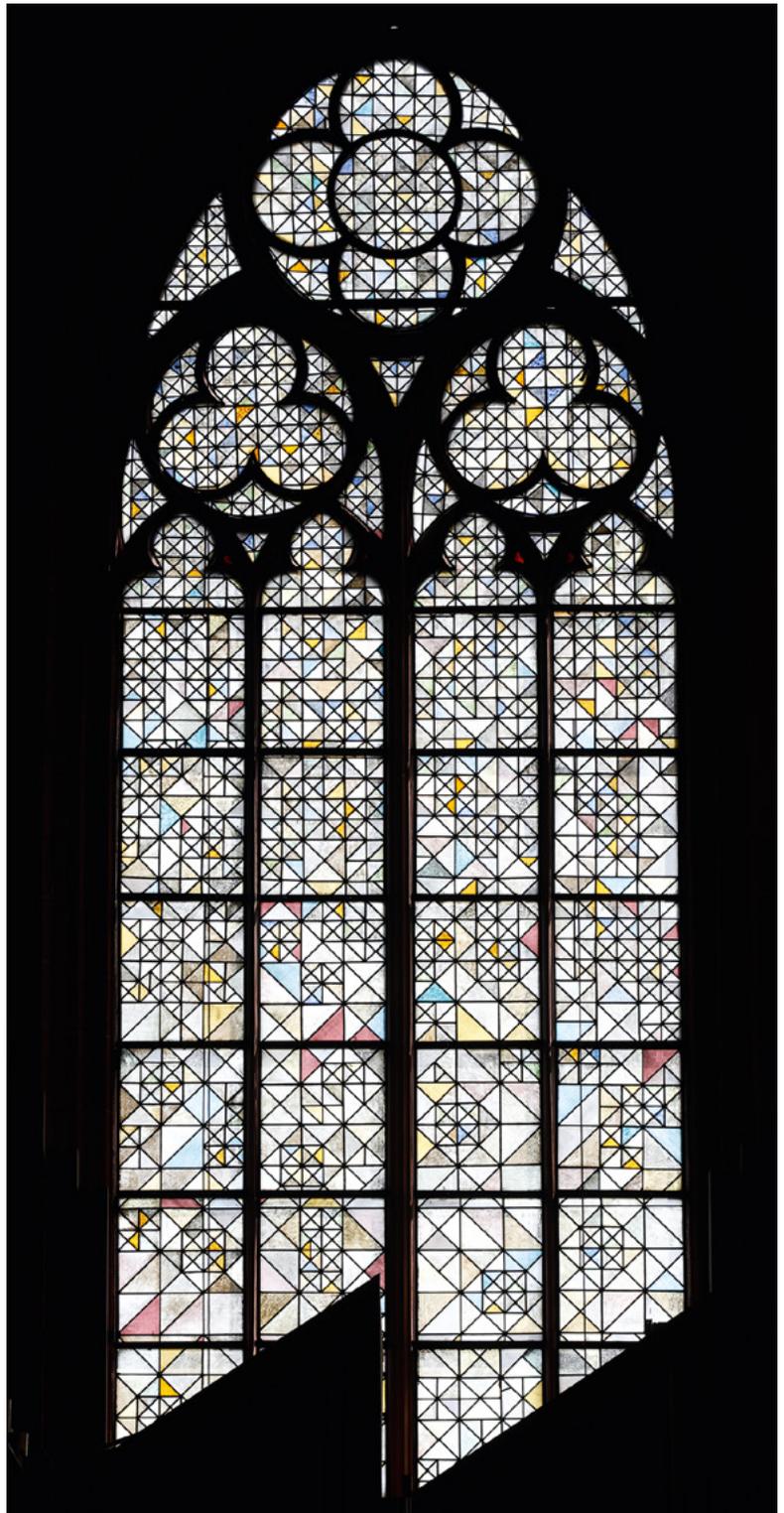
„Zurück in die Moderne“ im Dommuseum Frankfurt

Es bedurfte längere Zeit, die vor allem den beiden Corona-Jahren geschuldet war, bis die Ausstellung über das Werk Hans Leistikows im Oktober 2022 endlich eröffnen konnte. Die Kuratorin Rosemarie Wesp nutzte das Mehr an Zeit dafür, Ausstellung und Buch zu erweitern. Leistikow und dessen Verflechtungen mit der Frankfurter Architektenschaft werden umfassend beleuchtet, Hauptexponat aber sind die Fenster des Domes (und deren Wettbewerbsentwürfe).

Neben den Fenstern sind vor allem die biographischen Verflechtungen Leistikows interessant. Hier sind zu nennen die Akteur:innen des Neuen Frankfurt Herbert Boehm, Werner Hebebrand, Erica Habermann, Grete Leistikow, Ernst May, und nach dem Krieg kommen vor allem die beiden Architekten Hermann Mäckler und Alois Giefer hinzu. Leistikows Weg von Breslau nach Frankfurt, in die Sowjetunion, zurück nach Frankfurt und nach Kassel zeigt, wie langlebig und stabil diese beruflichen und privaten Beziehungen waren. Sein Œuvre reicht von der Typografie über Farbkonzepte, Bühnenbilder, die Gestaltung von Büchern, Plakaten, Tapeten und Linoleum und freien Arbeiten.

Nicht alles kann in der Ausstellung, die noch bis zum 15. Januar 2023 zu besuchen ist, ausreichend vermittelt werden. Interessierten sei daher der überaus kenntnisreiche und von Aoki & Matsumoto wunderbar gestaltete Ausstellungskatalog empfohlen. (ps)

Hans Leistikow, Domfenster Empore (Foto: Uwe Dettmar, Dommuseum Frankfurt)



Experiment International Style 1930-1940

Von Christian Welzbacher, Berlin

Vergleichendes Sehen ist eine der wichtigsten pädagogischen Strategien der Kunstwissenschaft. Diese Strategie hat sich der Ausstellungskurator zu Eigen gemacht und bringt zwei Städte in einen visuellen Dialog. Antipoden der Moderne?

Teheran und Tel Aviv zwischen 1930 und 1940: Persien und Israel. Der Schah und die Siedler. Eine Monarchie und ein Mandatsgebiet. Zweimal Aufbruch in die Moderne, an dem staatliche und private Bauherren, bedeutende Planer und Künstler beteiligt waren. Zwei Beispiele für eine aktive Auseinandersetzung mit den vielfältigen Impulsen des „International style“. Dabei könnten die Voraussetzungen unterschiedlicher kaum sein. Während die Teheraner Bau-

kunst außerhalb des Iran nahezu unbekannt ist, hat die Moderne von Tel Aviv (unter der falschen Zuschreibung des „Bauhauses“) einen regelrecht legendären Status bekommen. Gemeinsamkeiten und Unterschiede: Darauf macht die Ausstellung aufmerksam. Sie will Klischees und vorgefasste Meinungen überwinden, aus einer Begegnung konstruktive Energie und Entdeckerlust freisetzen, anregen, „Moderne“ neu zu sehen.



Apartmenthaus Tel Aviv, Architekt: Shimon Hamadi Levy, 1934-35
(Foto: Irmel Kamp, Courtesy Galerie Thomas Fischer, Berlin)

Anhand der fotografischen Inszenierung von insgesamt mehr als 50 Bauten spüren wir historischen Zusammenhängen, kulturellen Kontexten und aktuellen Fragen nach. So wird offenbar, wie die weitgesponnenen Netzwerke der Moderne wirkten, etwa am Beispiel des internationalen Architektenverbundes CIAM (Congrès International d'Architecture Moderne). Dessen erster Generalsekretär, der armenisch-iranische Baukünstler Gabriel Guevrekian, ging Mitte der 1930er Jahre nach Studium in Wien und erfolgreicher Karriere in Paris in seine Heimat Iran zurück und wurde dort zur Schlüsselfigur der ästhetischen Avantgarde. Über die CIAM war auch der Austausch mit Europa selbstverständlich – immer intensiv beobachtet von den in Palästina tätigen Kollegen. Ihre Prägung geht auf unterschiedliche Architekturschulen in ganz Europa zurück: an der Technischen Universität Berlin genauso wie am Bauhaus, an den Pariser Schulen, wie in Wien oder Moskau. Sie alle einte der Wunsch, am Aufbau einer neuen Heimat mitzuhelfen.

Auch die wirtschaftlichen Grundlagen für den Bauboom in beiden Städten waren jeweils eigene. In Tel Aviv kam es unter der Mandatsregierung zum Grundstücksverkauf. Die systematische Erschließung neuer Stadtquartiere war die Folge: Bauherren errichteten nicht nur Wohn- und Geschäftshäuser für eigene Zwecke, es entwickelte sich auch ein eigener Immobilienmarkt, der das Bedürfnis in Form von Bü-

robauten und Apartmenthäusern befriedigte. In Teheran hingegen baute vor allem der Adel. Ausgehend von einem wirtschaftlichen Reformprogramm unter Schah Reza Pahlavi, das man durchaus als Revolution „von oben“ bezeichnen kann, sollte die Hauptstadt Teheran systematisch modernisiert und mit einem zeitgemäßen neuen Zentrum versehen werden. Der Schah warb exilierte iranische Fachkräfte und Künstler systematisch an. Über die Oberschicht gelangten die Architekten an zahlreiche Aufträge, darunter für Villen und Landhäuser am Stadtrand, Hotels und Wohnhausbauten, aber auch zahlreiche Ministerien und Verwaltungen, neue Museen, Gerichte, Banken und die Universität. Hier wurde in den späten 1930er Jahren auch die Lehre verankert und eine neue Generation von Architekten ausgebildet.

Unsere Begegnung zwischen Teheran und Tel Aviv thematisiert aber auch den aktuellen Umgang mit dem Erbe der Moderne. Ist das Tel Aviver Modell von Vermarktung und Weiterbau ein Vorbild zur Rettung der modernen Architektur in Teheran (und anderswo)? In mancher Hinsicht erinnert der Zustand iranischer Bauten heute an die Situation der späten 1980er Jahre in Tel Aviv: Besonderheit und Wert erkennt bisher nur ein kleiner Kreis von Fachleuten; viele Häuser stehen leer und harren der Sanierung; erst allmählich etabliert sich ein breiteres Bewusstsein.

Gegenübergestellt werden in der Ausstellung die Bilderserien zweier international renommierter Fotokünstler. Irmel Kamps Aufnahmen von Tel Aviv entstanden in einem mehrjährigen Projekt Ende der 1980er Jahre. Sie zeigen die Bauten in einem regelrechten Dornröschenschlaf vor ihrer Wiederentdeckung – die durch diese Fotoserie maßgeblich mit eingeleitet worden war.

Andreas Rost fuhr 2018 in den Iran, um die Bauten der Moderne fotografisch zu erkunden. Das Projekt war ein erstes Herantasten an einen weitaus größer als bisher angenommenen Baubestand. Dessen systematische Erforschung, Dokumentation und Veröffentlichung steht noch aus. Dabei gab es vor Ort zahlreiche Überraschungen, denn auch in Teheran gibt es nicht nur unter Fachleuten, sondern auch in der Bevölkerung ein Bewusstsein für die Bauwerke der Klassischen Moderne. Zahlreiche Objekte sind in den letzten Jahren restauriert worden, einige Bauten dienen dabei Wohnzwecken, aber viele wichtige Beispiele sind auch öffentlich zugänglich. Das sogenannte Vartan-House, die Ende der 1930er Jahre von Varta Hovenessian entworfene Stadtvilla eines Stahlmagnaten etwa, dient heute als kulturelle Begegnungsstätte und Zentrum für Baukultur, in der sich die zeitgenössische Architekturszene der iranischen Hauptstadt trifft. Die Institution ist darin durch-



Clubhaus der Universität Teheran, Architekt: Marcel Dubrulle, 1934
(Foto: Andreas Rost, Courtesy Collection Regard, Berlin)

aus dem Max-Liebling-Haus in Tel Aviv verwandt, einem von mehreren Stätten, die sich mit der Moderne in Israel auseinandersetzen. Unser Anliegen war es, die Fotografien in vielfältige Beziehung zueinander zu bringen und die Besucher:innen der Ausstellung selbst zum Vergleichen, Suchen, Erkunden anzuregen. Ausstellungsarchitekt Christos Stremmenos hat dazu eine raumgreifende Installation im Lichthof des Baukunstarchivs errichtet, deren Dimensionen sich den Betrachter:innen erst im Flanieren eröffnen: es entstand ein virtueller, verdoppelter Stadtpaziergang, auf dem man sich – ganz absichtlich – verlieren kann.

Der Autor und Kurator

Christian Welzbacher studierte Kunstgeschichte in Mainz, Glasgow, Amsterdam und Berlin. Er promovierte mit einer Arbeit über die „Staatsarchitektur der Weimarer Republik“ und lebt als Publizist und Ausstellungsmacher in Berlin.

Der Ausstellungsarchitekt

Christos Stremmenos studierte Architektur an der TU Berlin. Studien- und Praxisaufenthalten in Athen, Paris, München, Wien und Berlin. Seit 2021 ist er Kurator und künstlerischer Leiter des Baukunstarchivs NRW. Er projiziert, kuratiert und szenografiert Ausstellungen.

Zum Weiterlesen

Christian Welzbacher, Markus Lehrmann, u.a. (Hrsg.): Teheran – Tel Aviv. Experiment International Style 1930-1940, Dortmund 2022.

Die Ausstellung ist bis zum 12. Februar 2023 im Forum der Findeisen-Stiftung in Köln zu sehen.

Auch das Centre Pompidou in Paris hat jetzt eine Frankfurter Küche!

Von Peter Paul Schepp und Roswitha Väh, Frankfurt am Main

Nach der Lieferung einer restaurierten Frankfurter Küche an das Liebling-Haus in Tel Aviv im vergangenen Jahr orderte in diesem Jahr auch das Centre Pompidou in Paris im Rahmen der Ausstellung „Allemagne / Années 1920 / Nouvelle Objectivité / August Sander“ eine Frankfurter Küche und wird sie dauerhaft in seinen Bestand aufnehmen



Frankfurter Küche in der Ausstellung „Allemagne / Années 1920 / Nouvelle Objectivité / August Sander“ im Centre Pompidou, Paris, 2022 (Foto: Peter Paul Schepp)

Auf der obersten Etage des Centre Pompidou eröffnete im Mai 2022 eine Ausstellung zur Neuen Sachlichkeit im Deutschland der 1920er Jahre. Es war klar, dass dieses Thema nicht an Exponaten des Neuen Frankfurt vorbeigehen konnte, wie die ernst-may-gesellschaft sie seit ihrer Gründung sammelt und kultiviert: Die Kuratorin der Ausstellung, Angela Lampe, lieh für die laufende Ausstellung einige Schuster-Möbel und viele kleinere Exponate aus dem Bestand des mayhauses und orderte eine Frankfurter Küche.

Nach der erfolgreichen Restaurierung und Installation der Küche für das Liebling-Haus in Tel Aviv im vergangenen Jahr (*maybrief* 56) und einigen Besuchen im Frankfurter

Küchenlager im Laufe des letzten Jahres entschied sich Angela Lampe für eine Küche, die die ernst-may-gesellschaft 2019 im Zuge der Modernisierung einer Wohnung des ersten Bauabschnittes (1926) in Frankfurt-Bornheim ausgebaut und geborgen hatte.

Anders als in Tel Aviv war die Anordnung der einzelnen Küchenelemente in Paris keine besondere Herausforderung, da das Museum eine Kiste bereitstellte, die den Raum der Küche nach unseren Angaben in seinen Originalmaßen nachbildete. Die oben offene „Box“ aus Holz stand nun wie in anderen namhaften Museen der Welt (z. B. New York, London, Hangzhou) inmitten einer größeren Freifläche, so dass die Besucher:innen schon aus der Ferne mutmaßen konnten, dass hier auf etwas Bedeutendes fokussiert wird. Erst beim Blick durch Tür- oder Fensteröffnung war die Frankfurter Küche zu erkennen.

Die Restaurierung erfolgte diesmal zum größten Teil durch die Frankfurter Restauratorin Kerstin Frost, die uns auch schon bei der Küche für Tel Aviv im letzten Jahr beraten und unterstützt hatte. Die Farbbestimmung mittels energiedispersiver Analyse (EDX) übernahm wieder großzügigerweise das materialwissenschaftliche Institut der Universität des Saarlandes in Saarbücken in Person von Christoph Pauly und die Bereitstellung der Farbmischung die Firma CAPAROL in Darmstadt. Die französische Gerflor-Gruppe, zu der auch die Deutschen Linoleumwerke gehören, unterstützte die Restaurierung dankenswerterweise durch die Bereitstellung von Linoleumbelägen für die Arbeitsplatten.

Nach Ende der Ausstellung in Paris im September wurde die Küche zusammen mit der Box an den nächsten Ausstellungs-



Frankfurter Küche in der Ausstellung „Kolde Øje“ im Museum Louisiana, Humlebæk, 2022 (Foto: Roswitha Väth)

ort ins Museum Louisiana, Humlebæk ausgeliehen. Das Museum Louisiana könnte durch seine Lage in einem wunderschönen Parkgelände mit Meerblick zum technisch anmutenden Centre Pompidou inmitten des engen Pariser Zentrums nicht kontrastreicher sein.

Auch die Ausstellung, nun mit dem Titel „Kolde Øje“ (Kalter Blick), unterscheidet sich in einigen Punkten von der in Paris. Insbesondere ist die Ausstellungsfläche etwas kleiner und übersichtlicher. Wandflächen des die Küchenbox umgebenden Ausstellungsraums nehmen die Farben Grau und Weiß der Küche auf, so dass Innen und Außen miteinander korrespondieren. Die Küche kehrt nach Ausstellungsende am 19. Februar 2023 nach Paris ins Centre Pompidou zurück, wo sie auf Dauer zu sehen sein wird.

Die Autor:innen

Dr. Peter Paul Schepp ist Materialwissenschaftler und Stellvertretender Vorsitzender des Vorstands der ernst-may-gesellschaft. (Foto: Matthias Matzak)



Roswitha Väth ist Architektin und Mitglied im Vorstand der ernst-may-gesellschaft. (Foto: architekturblatt)



Der erste Bau des Instituts für Sozialforschung – chiffriertes politisches Bekenntnis eines heimlichen Nazis?

Von Wolfgang Voigt, Frankfurt am Main

Das Institut für Sozialforschung, über das Moritz Röger im letzten *maybrief* berichtet hat, ist eine Ikone der Frankfurter Moderne. Mit ihm begann vor fast hundert Jahren, was später als Kritische Theorie und Frankfurter Schule zu Berühmtheit gelangte

Das erste Gebäude, die 1923-24 errichtete und im Zweiten Weltkrieg zerstörte „Urzelle“ des Instituts, steht im Zwielflicht, seitdem bekannt wurde, dass sein Architekt Franz Roedcke (1879-1953) ein Jahrzehnt später an einer nationalsozialistischen Gewalttat beteiligt war, begangen in Roedckes Liechtensteiner Heimat. Als Rotter-Affäre wird die fehlgeschlagene Entführung von jüdischen Emigranten bezeichnet, bei der zwei Menschen im Gebirge buchstäblich zu Tode geheizt wurden. Nachzulesen in Peter Geigers Werk *Krisenzeit. Liechtenstein in den Dreissigerjahren 1928-1939*, erschienen 1997.

Bis dahin kannte man Roedcke als einen modernen Architekten, der mit der Heimatsiedlung (1927-34) einen herausragenden Beitrag zum Neuen Frankfurt leistete. Durch Geiger erfuhr man nun auch, der Architekt sei schon 1923 ein „Gönner“ der damals noch jungen NSDAP gewesen, also genau in dem Moment, als auf seinem Reißbrett der Entwurf des Instituts entstand. Ein irritierendes Detail, denn es würde bedeuten, dass die jüdische Community in Frankfurt, von der Roedcke über Jahrzehnte Aufträge bezog, angefangen 1908-10 mit der Westend-Synagoge, sich von einem heimlichen Nazi betrügen ließ.

Dieses Detail hat es in den folgenden Jahren verschiedenen Autoren schwer gemacht, für die Gestalt des Institutsbaus eine schlüssige Deutung zu finden. Monumentalität steht stets im Verdacht politisch-konservativer Intentionen. So lag der Verdacht nahe, der Bau sei in Wirklichkeit ein mit jüdischem Geld errichtetes, allerdings chiffriertes politisches Bekenntnis eines heimlichen Nazis.

In seiner Publikation hatte Geiger keine Quelle angegeben. Vor einiger Zeit hatte ich die Gelegenheit, den Autor persönlich zu befragen. Es stellte sich heraus, dass er sein Wissen aus den Gerichtsakten des Rotter-Prozesses bezog und aus einer Aussage, die Roedcke vor dem Richter selber gemacht hatte. Damit aber verliert ein entscheidender Teil der Erzählung seine Grundlage. In einer späteren Veröffentlichung enthüllte Geiger eine Mitgliedschaft Roedckes zu einer jüdisch geprägten Freimaurerloge in Frankfurt, was zur frühen NS-Verbindung erst recht nicht passen will.

Was war Roedckes Situation zu Beginn der 1930er Jahre? Die späte Weimarer Republik litt unter der Weltwirtschaftskrise. Dem Neuen Frankfurt, für das Roedcke vor allem tätig war, fehlten für weitere Bauten die Mittel. Er war deshalb 1931 nach Liechtenstein zurückgekehrt. Kein Ort, wo ein Architekt vom Rang Roedckes auch nur annähernd so existieren konnte wie in Frankfurt. Vorausschauend war Roedcke 1932 in die nach Macht strebende NSDAP eingetreten. Es war ein erster Akt, um seine nun als belastend erscheinende Vergangenheit loszuwerden.

Ich interpretiere es so: Roedcke strebte zurück nach Frankfurt, mit buchstäblich allen Mitteln. Alles, was er 1932 und 1933 unternahm, diente diesem Ziel. Die Bedingungen dafür waren aber schlecht. Denn wegen seiner im Rahmen des Neuen Frankfurt entstandenen modernen Bauten, aber mehr noch wegen seiner Verbindungen in die jüdische Gemeinde, die bei ihm stärker gewesen war als bei jedem anderen Architekten in Frankfurt – abgesehen von seinem Kollegen Fritz Nathan – galt er als nicht loyal gegenüber

dem Nationalsozialismus. Damit nicht genug: 1933 brandmarkte ihn sein Kollege Karl Blattner, mit dem er noch 1926 eine Siedlung gebaut hatte, beim NS-gelenkten „Kampfbund für deutsche Kultur“ als Helfer Ernst Mays; er habe zu einer „Leibgarde“ Mays gehört.

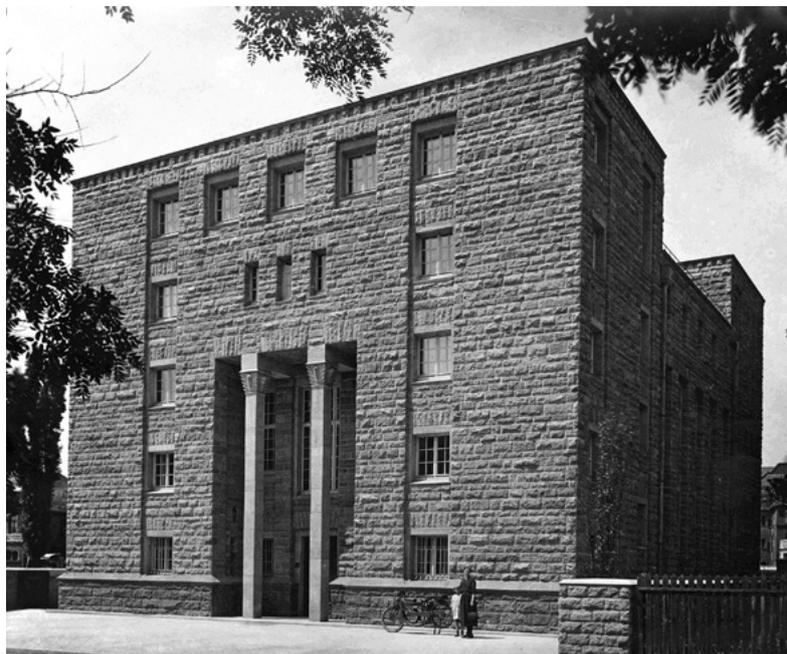
Die Rotter-Entführung deute ich so, dass sie als der Paukenschlag gedacht war, um sich davon zu befreien. Roeckle als Mitglied einer Bande, die in einem tollkühnen Akt zwei Juden, von den Nazis zur Fahndung ausgeschrieben, über die Grenze schafft und der deutschen Justiz zuführt! Dieser zweite Akt, hochdramatisch, misslang, Roeckle und seine Komplizen kamen vor Gericht. In Liechtenstein sympathisierten zu dieser Zeit nicht wenige mit dem Nationalsozialismus, was dazu beitrug, dass er nur eine schändlich geringe Strafe von einigen Monaten Haft bekam.

Die Verhandlung bot ihm nun die Gelegenheit, sich als jemanden hinzustellen, der die Nazis angeblich schon 1923 „als Gönner“ unterstützt habe: Roeckles dritter Akt der Reinwaschung. Seine Aussage war weniger an den Richter, sondern nach Deutschland gerichtet, besonders an die Adresse der Frankfurter Nationalsozialisten. Im Jahr 1933 sollte das heißen, ich bin kein „Judenfreund“, sondern ich bin schon lange ein antisemitischer Rassist wie ihr. Vermutlich war es eine durchsichtige, von Roeckle selbst fabrizierte Legende.

Geigers Geschichte vom „NS-Gönner“ Roeckle, die immer wieder zitiert wird, fällt damit in sich zusammen. Roeckles Äußerung vor den Richtern übernahm Geiger unkritisch in seine Erzählung. Als stichhaltiger Beweis für die These „ein Nationalsozialist entwirft einem jüdischen Mäzen ein linkes Institut“ taugt sie nicht. Roeckle war 1923 noch kein Nazi, auch kein heimlicher, er wollte aber 1933 nachträglich so gesehen werden.

1933, sofort nach der Entlassung aus der Haft, ist Roeckle nach Frankfurt zurückgekehrt. Aus nationalsozialistischer Perspektive blieben die „jüdischen Verbindungen“ an ihm hängen. Sein danach bis in den Krieg hinein entstandenes Werk ist schmal, öffentliche Aufträge blieben aus.

Um Missverständnissen vorzubeugen: Was bleibt, sind der Nationalsozialist Roeckle nach dem Neuen Frankfurt und die Ruchlosigkeit der 1933 begangenen Gewalttat. Was hingegen nicht aufrechterhalten werden kann, ist das Detail, das den ersten Institutsbau in Misskredit gebracht hat: Die zur Zeit, als der Entwurf entstand, angeblich schon virulente Verbindung Roeckles zur damals noch jungen NSDAP.



Institut für Sozialforschung, Ansicht von der Straße (Foto: Franz Roeckle. Bauten 1902-1933, 2016)

Das Wichtigste: Die neue Sicht auf den Vorgang befreit die Gründer des Instituts für Sozialforschung von dem Verdacht, in dem Architekten einem „Undercover-Nazi“ aufgesessen zu sein.

Der Autor

Dr.-Ing. Wolfgang Voigt ist Architekt, war von 1997 bis 2015 Stellvertretender Direktor des Deutschen Architekturmuseum und ist Stellvertretender Vorsitzender der ernst-may-gesellschaft.



Zum Weiterlesen

Peter Geiger: Krisenzeit. Liechtenstein in den Dreissigerjahren 1928-1939, Zürich 1997, S. 344.

Wolfgang Voigt: „Franz Roeckles Institut für Sozialforschung in Frankfurt. Politische Architektur in ‚sachlicher Zweckmäßigkeit, ehrlicher Herbeheit‘“, in: Marianne Hilti-Roeckle u.a.: Franz Roeckle Bauten 1902-1933, Ostfildern 2016, S. 49-66.



living noise in Zickzackhausen

Im September 2022 lud das Künstlerkollektiv „Untere Reklamationsbehörde“ nach Frankfurt-Niederrad in die Siedlung Bruchfeldstraße ein. Mit performativ-musikalischen Interventionen rund um die Wohnbauten des Neuen Frankfurt hinterfragten die Künstler:innen, was von der fast 100 Jahre alten Wohnutopie im heutigen Alltagsleben übrig geblieben ist. Wie viel Rauschpotenzial gibt es? Wem gehört der

Ort? Wer belebt ihn? Die Besucher:innen von living noise konnten anhand von Klängen und Geschichten sowie von live gespielten Musikstücken über Funkkopfhörer die Siedlung und deren (Klang-)Räume auf ganz unterschiedliche Weise neu entdecken. (ps)

Weitere Infos: untere-reklamationsbehoerde.de

Trabanten und Grüngürtel

Die Frankfurter Bewerbung „Trabanten und Grüngürtel – Frankfurts Siedlungen der Moderne“ für die deutsche Tentativliste für das UNESCO-Weltkulturerbe sorgte auch 2022 für großes Interesse. Wir konnten den Inhalt der Bewerbung und den weiteren zeitlichen Verlauf im Rahmen eines Abendforums für die Bewohner:innen der Römerstadt im Forum Neues Frankfurt präsentieren. Im kommunalpolitischen Kontext stellten wir diese Inhalte in der Sitzung des Ortsbeirates 8 (Heddernheim, Niederursel, Nordweststadt) im Oktober 2022 vor.

Ebenfalls im Oktober bot uns die Triennale der Moderne die Möglichkeit, die Frankfurter Bewerbung auf der Berliner Bühne zu präsentieren. Erstmals wurden hier alle beworbenen deutschen Welterbestätten mit Impulsvorträgen im Pecha-Kucha-Format vorgestellt. (ps)





(Fotos der Doppelseite und nachfolgender Seite: Philipp Sturm und Christina Treutlein)

Tel Aviv – Frankfurt

Auf den Besuch der Tel Aviver Delegation im Mai 2022 erfolgte im September 2022 ein Gegenbesuch. Unter anderem die White City, das alte Jaffa und deutsche Siedlungen in Jerusalem standen auf dem Delegationsprogramm, an dem von Frankfurter Seite Mitarbeiter:innen des OB-Büros, des Kulturdezernats, der FrankfurtRheinMain GmbH und der ernst-may-gesellschaft teilnahmen. Es war eine große Bereicherung, von den Kolleginnen aus dem Max-Liebling-Haus durch ihre Wirkungsstätte geführt zu werden. (ct)

Veranstaltungen

Im zweiten Halbjahr 2022 hatten wir mayführungen an ganz unterschiedlichen Orten im Programm: Im Juni führte Dr. Konrad Elsaesser durch die renovierte Gustav-Adolf-Kirche in Niederursel, im Juli radelten wir mit Dr.-Ing. Wolfgang Voigt durch das hoffentlich zukünftige UNESCO-Welterbe, nämlich die Römerstadt, das Niddatal und die Siedlung Höhenblick, im August fokussierte Oscar Unger die Römerstadt samt mayhaus und im September öffneten Roswitha Väh, Dr. Peter Paul Schepp wieder die Türen zu unserer Sammlung von Frankfurter Küchen. Nicht zuletzt stellten Katharina Rohloff und Jens Reuver die typisierte Selbstversorgung im Rahmen von Führungen im Kleingarten vor. Zur Laube im Kleingarten hielt Annika Sellmann einen Vortrag, bei dem wir im Vereinsheim des Kleingärtnervereins Heddernheim zu Gast sein durften. Auch 2022 haben wir Ernst Mays Geburtstag am 27. Juli zum Anlass genommen, das Neue Frankfurt bei einem frühabendlichen Umtrunk zu feiern. (ct)



Anzeige

JCB BESCHLÄGE®

EXKLUSIVE BAUSTOFFE

Modern ausgestattet mit
Antiken Beschlägen



ABCDE





www.jcb-beschlaege.de

Frau Herr Ohne Firma (Zutreffendes bitte ankreuzen)

Vorname

Name

Straße

Hausnummer

Postleitzahl

Ort

E-Mail

Telefon (freiwillige Angabe)

Geburtsdatum

Beruf (freiwillige Angabe)

- Einzelmitgliedschaft 50 EUR Jahresbeitrag
 Einzelmitgliedschaft, ermäßigt* 20 EUR Jahresbeitrag
 Einzelmitgliedschaft, fördernd ** _____ EUR Jahresbeitrag
 Familienmitgliedschaft 75 EUR Jahresbeitrag
 Firmen- / Institutionelle Mitgliedschaft *** _____ EUR Jahresbeitrag

* Auszubildende, Studierende, Pensionäre, Erwerbslose

** ab 50 Euro, bitte Jahresbeitrag eintragen

*** ab 100 Euro, bitte Jahresbeitrag eintragen

Ich habe die Satzung und die Datenschutzerklärung der ernst-may-gesellschaft zur Kenntnis genommen.

Ja, ich möchte von der ernst-may-gesellschaft die Newsletter mayaktuell und maybrief per E-Mail erhalten. Diese können jederzeit abbestellt werden.

Datum

Unterschrift

Einzugsermächtigung (Aus Verwaltungsgründen empfiehlt die ernst-may-gesellschaft diese Zahlungsweise.)

IBAN

Geldinstitut

BIC

Hiermit ermächtige ich/wir die ernst-may-gesellschaft e.V. widerruflich, den von mir/uns zu entrichtenden Mitgliedsbeitrag in festgelegter Höhe bei Fälligkeit zu Lasten meines/unseres Kontos mittels Lastschrift einzuziehen.

Datum

Unterschrift

(Alle Angaben sind vertraulich und werden nicht an Dritte weitergegeben.)

Neues aus dem Vorstand

Bei der Mitgliederversammlung am 7. November 2022 haben die anwesenden Mitglieder Astrid Wuttke zur neuen Vorsitzenden der ernst-may-gesellschaft gewählt. Frau Wuttke ist Architektin – sie studierte an der TU Darmstadt und ETSA Barcelona – und Partnerin im Architekturbüro schneider + schumacher. 2017 wurde sie als Vertreterin der Architektenkammer in den Hessischen Landesdenkmalrat berufen. Den Umbau und die denkmalgerechte Sanierung des Ausstellungsgebäudes der Mathildenhöhe (UNESCO-Welterbe) leitet sie seit 2012 als Projektarchitektin. Als neue Vorsitzende möchte sie dazu beitragen, das Neue Frankfurt weiterzudenken und aktuelle Diskussionen in das Thema einfließen lassen.

Frau Wuttke übernimmt den Vorsitz von Prof. Dr. Klaus Klemp, der sich nach fünf Jahren ehrenamtlicher Tätigkeit für die ernst-may-gesellschaft aus dem Vorstand zurückzieht. Als Vorsitzender hatte er sein Schwerpunktthema Designgeschichte in die Vereinsarbeit einfließen lassen und u.a. neue und inspirierende Kontakte auf diesem Gebiet für uns geknüpft. Seiner Passion, der guten Gestaltung, bleibt Klaus Klemp treu, nur wird er sich fortan auf die Zeit



nach 1945 fokussieren und seine Expertise als geschäftsführender Vorstand der Dieter Rams Stiftung widmen. Wir danken Klaus Klemp sehr herzlich für sein großes Engagement und freuen uns auf die neuen Impulse von Frau Wuttke.

Ebenfalls danken möchten wir Dr. Christos Vittoratos. In seiner sechsjährigen Vorstandstätigkeit hatte er insbesondere zu der Erweiterung unserer Sammlung beigetragen. (ct)



radwerk

Fahrradreparatur
und Verkauf

Bernd Meyer – Meisterbetrieb

Hadrianstr. 1 – 60439 Frankfurt am Main

Telefon 069-76809790

E-Mail radwerkffm@gmail.com

Öffnungszeiten Di bis Fr 10 – 19 Uhr, Sa 10 – 14 Uhr

moderneREGIONAL

Online-Magazin für Kulturlandschaften der Nachkriegsmoderne

täglich frische Meldungen
alle 2 Wochen ein Newsletter
alle 3 Monate ein Themenheft
immer kostenfrei und unabhängig

www.moderne-regional.de

impresum

herausgeber

ernst-may-gesellschaft e.v.
hadrianstraße 5, 60439 frankfurt am main
telefon +49 (0)69 15343883
post@ernst-may-gesellschaft.de
www.ernst-may-gesellschaft.de

redaktion

philipp sturm V.i.S.d.P.
ulrike may, christina treutlein

gestaltung, layout und satz

astrid kumpfe, frankfurt am main

druck: WIRmachenDRUCK

die in einzelnen namentlich gekennzeichneten beiträgen geäußerten wertungen und positionen spiegeln nicht unbedingt die meinung der redaktion wider. alle rechte an texten und bildern liegen bei der ernst-may-gesellschaft und den autorinnen.

vorstand

astrid wuttke (vorsitzende)
dr. peter paul schepp (stellvertreter und schatzmeister)
dr.-ing. wolfgang voigt (stellvertreter)
dr. konrad elsässer
elisa lecointe
ulrike may
max mihm
roswitha vath

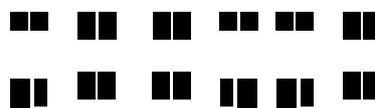
wissenschaftlicher beirat

prof. dw dreysse
dr. thomas flierl
dr. eckhard herrel
dr. claudia quiring

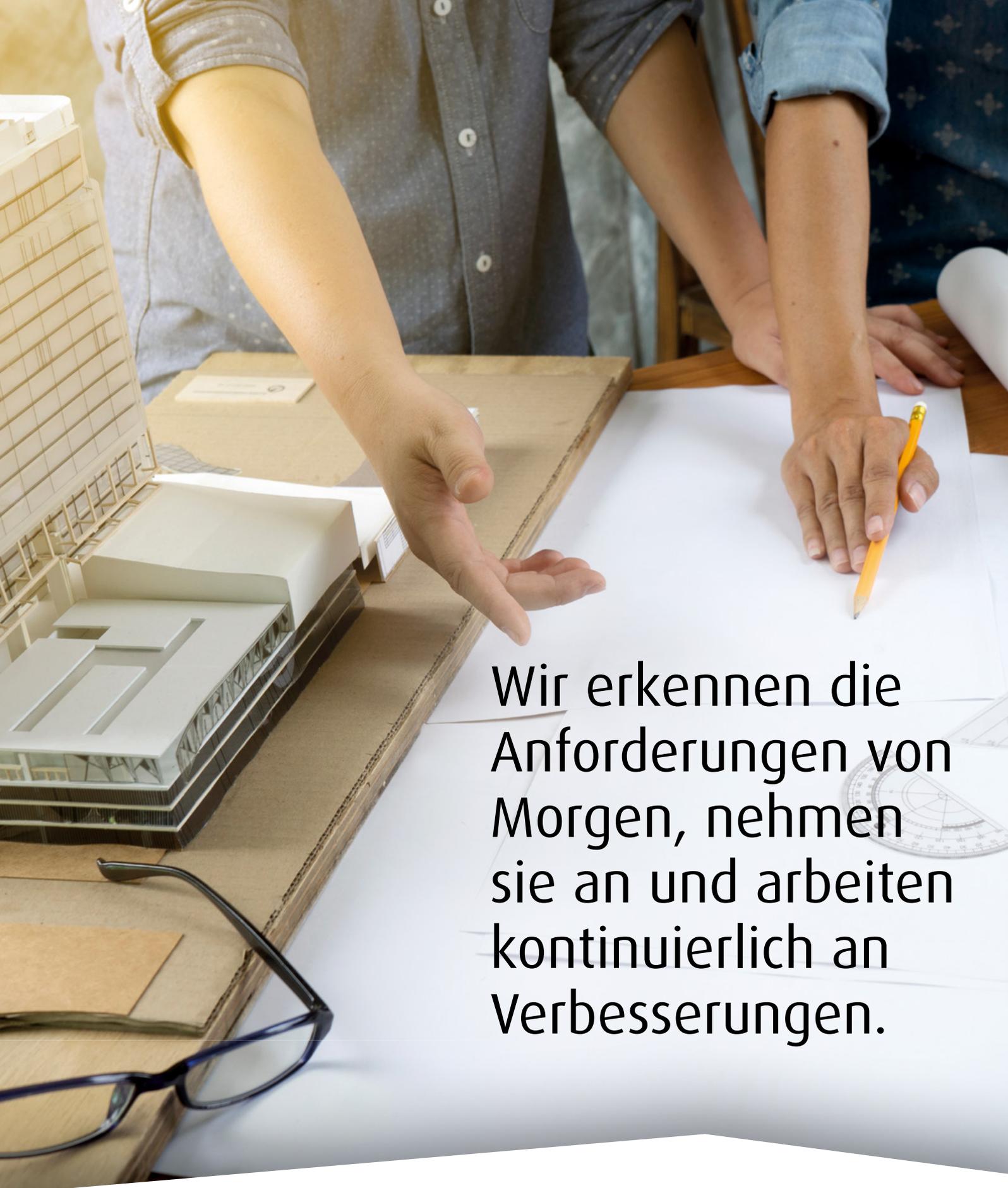
kuratorium

dr. evelyn brockhoff
prof. roland burgard
prof. dr. christian freigang
prof. luise king
dr.-ing. wolfgang voigt
prof. dr. martin wentz

ISSN: 2367-3141



ernst-may-gesellschaft e.v.



Wir erkennen die Anforderungen von Morgen, nehmen sie an und arbeiten kontinuierlich an Verbesserungen.